



HUMANE WIRTSCHAFT

Den Wandel gestalten



4 Siegfried Wendt

Unsere Demokratie und das Trojanische Pferd



26 Karl-Martin Hentschel

Warum es keinen optimalen CO₂-Preis gibt



8 Christian Mayer

Kritiker der Zinskritiker müssen kritisiert werden



46 Andreas Bangemann

Klimaziele – Barcelona traut sich was.

HUMANE WIRTSCHAFT

Den Wandel gestalten – in vitaler Gemeinschaft.



Die Welt wandelt sich in rasantem Tempo. Zumindest jene Welt, die der Mensch erschuf. Der menschliche Einfluss auf Umwelt und Klima, soziale Fragen, Flüchtlingsbewegungen und bedrohlich Erscheinendes, ist folgenschwer, selbst wenn man über das genaue Maß streiten kann. Im Ergebnis kommen wir in immer kürzeren Zeiträumen zu technischen Höchstleistungen und im Gleichschritt mitwachsenden existenziellen Problemen. Weltweit zu beobachtende politische Strömungen mit einem Rückfall in längst für überwunden gehaltene Zeiten tragen dazu bei, dass sich eine revolutionäre Stimmung breitmacht.

Dahinein zu stoßen und Verantwortung für die Neugestaltung so fundamentaler Gebiete, wie der Wirtschaft wahrzunehmen, bedarf immenser Anstrengungen. Konkrete, detaillierte Lösungsvorschläge bergen den Nachteil, dass man ihnen allumfassende Wirkungskraft abspricht. Umgekehrt fehlt es aber an ins Detail gehenden Analysen an Stellen, wie dem Geldsystem, Bodenrechtsfragen oder der Demokratie.

Wir widmen uns seit Jahrzehnten dieser Aufgaben und werden dabei nicht müde, weil wir Unterstützung von unseren Lesern und Förderern erfahren. Dafür möchten wir herzlich danken und Sie bitten, dabeizubleiben. Falls Sie es noch nicht sind: **Werden Sie Fördermitglied oder zeichnen Sie eines der vielen Abo-Angebote.**

Die Bemühungen gehen weiter. Im kommenden Jahr planen wir verschiedenartige Aktivitäten, zusätzlich zu den dauerhaften, als das sind: die Entwicklung von Bildungsangeboten, Präsenz und Durchführung von Veranstaltungen zu Wandelthemen und eine unermüdete Vernetzungsarbeit über unsere Zeitschrift **HUMANE WIRTSCHAFT**. Hinzukommen soll die Schaffung eigener Online-Möglichkeiten zum Aufbau nutzenbringender Verbindungen der räumlich weitverstreuten Interessenten und Aktiven. Ziel ist es, die vorhandene Zahl an Wandelkräften zusammenzurücken und durch verbesserte Präsenz Sympathien und tatkräftige Mitstreiter zu gewinnen. Konkret bringen wir 2020 Plattformen auf Basis vielgenutzter Internet-Netzwerke an den Start. Ergänzende Online-Schulungsangebote kommen hinzu. Dazu sind Mittel nötig, die es erfordern, dass wir weiterhin Unterstützung aus dem Kreis von Förderern erhalten. Die Generosität unserer Mitarbeiter mit ihrem Einsatz an gemeinnütziger Arbeit in erheblichem Umfang, schafft – durch Geldmittel angereichert – die Voraussetzung, um in Zeiten des Wandels wirksamer mitgestalten zu können.

Deshalb bitten wir Sie um Ihre Spende

Gesell
Dich dazu

Per Banküberweisung:

EthikBank Eisenberg BLZ 830 944 95 Konto-Nr. 316 4764

IBAN: DE41 8309 4495 0003 1647 64 BIC: GENO DE F1 ETK



Sie können Ihre Spende direkt per **PayPal** an: spende@humane-wirtschaft.de senden, oder nutzen Sie diesen Link: <https://hwlink.de/PayPalSpende> und wählen Sie dann die Art der Spendenzahlung (PayPal/Kredit/EC-Karten) aus. Sie erreichen diesen Link auch über den Spendenbutton auf unserer Homepage: <https://humane-wirtschaft.de>

Mit Ihren Spenden und Fördermitgliedschaften ermöglichen Sie uns auch von Werbung unabhängig zu bleiben. Informationen zu Abonnements und Fördermitgliedschaften unter <https://humane-wirtschaft.de> oder direkt per E-Mail: service@humane-wirtschaft.de oder im Impressum und auf den Bestellkarten im hinteren Teil dieser Ausgabe.

Strahlkraft des Schönen

In dieser Ausgabe finden Sie den ersten Teil eines Aufsatzes von Lars Spuybroek, einem Wissenschaftler niederländischer Abstammung, der in den USA lehrt.

Ich habe den Text in einem Buch „wiederentdeckt“, das ich 2017 am Büchertisch einer Veranstaltung in Eindhoven kaufte. Es heißt „*Giving And Taking – Antidotes to a culture of greed*“.¹ Wenn Sie den Essay lesen, werden manche von Ihnen sich die Frage stellen, wie er in die **HUMANE WIRTSCHAFT** hineinpasst. Das ist berechtigt und deshalb möchte ich ein paar meiner Gedanken ausführen:

Die Übersetzungsarbeit brachte mit sich, dass ich tief in die Gedankengänge des Autors eintauchte. Ich musste einzelne Sätze Dutzende Male lesen, um die beste Formulierung zu finden. Ob mir das im Ergebnis gelungen ist, überlasse ich Ihrem Urteil und dem von Experten. Bei mir bleibt eine Unsicherheit. Mein Denken wurde durch diesen übersetzenden Schaffensprozess bereichert. Er zwang mich zu einer erneuten, tiefergehenden Befassung mit dem Geschriebenen und vermeintlich Gemeinten. Gänzlich anders wie beim „normalen“ ersten Lesen üblich. Dieses gewissenhafte Hinsehen intensivierte bei mir die bereits vorhandene positive Wirkung des Inhalts noch weiter.

Seit Jahren widme ich mich forschenden Fragen zum Geldsystem und Eigentum, samt deren Zusammenhänge zu Austauschprozessen. Dabei stieß ich auch auf die vielen Arbeiten zur Gabenökonomie. Ich ergründete sie mit Hingabe, angetrieben von einem Gefühl, das Archäologen befallen könnte, wenn sie an Stätten graben, wo sie bedeutsame Funde vermuten. Über Marcel Mauss, Marshall Sahlins, George Bataille, Lewis Hyde bis hin zu Kritikern, bzw. „Dekonstruktivisten“, wie Jacques Derrida erforschte ich die Gabe. Letzterer reduziert wissenschaftlich pragmatisch Geben in einen direkten Verbund mit Nehmen, wobei bei ihm nicht klar wird, ob er nicht infrage stellt, um dem Angezweifelten noch mehr geistige Tiefe angedeihen zu lassen. „Aber der offenkundige und sichtliche semantische Widerspruch zwischen der Gabe und dem Tausch muss problematisiert werden.“

Dann begegnete mir noch Georg Simmel, der in seiner „Philosophie des Geldes“, das „Superadditum“ des Reichtums ins Spiel brachte. Demnach genießt der Reiche Vorteile, die über den Genuss desjenigen hinausgehen, was er sich für sein Geld beschaffen kann. Den Reichen öffnen sich Türen, die den Armen nicht verschlossen bleiben, weil es ihnen an Geld mangelt, sondern, zumal eine Kraft fehlt, die mit dem Reichtum einhergeht, wie eine schattenhafte „Gute Fee“. Gegen dieses sofort als nicht fair erscheinende Phänomen bildet sich beim Gerechtigkeitsliebenden unverzüglich innerer Widerstand. Auch bei mir. Wer weiß, ob Reiche sich weniger an ihrem Geld als viel mehr an den Superadditiven erfreuen?

Und in dieser Phase meiner Forschungen stieß ich auf Lars Spuybroek. Er ist Architekt und schrieb mir in der Mail, in dem er sein Einverständnis zur Übersetzung gab, unter anderem den Satz: „*Ich denke Ästhetik ist die wahre Wissenschaft vom Wert, nicht Ökonomie.*“ Er zeigt eine Sichtweise auf, und stellt dabei auch historische Verknüpfungen her, die wirtschaftliche Austauschprozesse in Verbindung mit Sachen bringen, die auf den ersten Blick nichts mit ökonomischen Transaktionen zu tun haben: mit der Schönheit, der Anmut und deren Strahlkraft. Er legt

wie ein Bildhauer Konturen einer Ökonomie frei, die einem wie kurze Lichtblitze Zukunft verheißen. Und zwar eine, die er verbindet mit der Vergangenheit und dem Hier und Jetzt. Er entwickelt eine Vorzukunft. Er tut das – aus meiner Sicht – auf unwiderstehliche Weise, sodass man sich inständig wünscht: So darf es kommen! Strenggenommen müsste man bemerken „wiederkehren“, denn gemäß seinen Darlegungen war man schon in Zeiten der alten Römer oder Griechen dem Schönen zugeneigt. Es geht nicht um einen vergangenheitsverliebten Blick zurück, sondern um Zukunftsgestaltung.



An dieser Stelle kommen die Geld- und Bodenreformen ins Spiel, zu denen Sie, unsere Leser, in dieser Zeitschrift stets viel Theoretisches studieren können, aber auch über praktische Umsetzungen berichtet wird.

Marcel Mauss stellte in seinem Buch „Die Gabe“ im Hinblick auf die Zukunft die Forderung auf, es sei „vor allem nötig, ein Mittel zu finden, um die Einkünfte aus Spekulation und Wucher einzuschränken.“ Darauf konzentrieren wir uns vornehmlich bei der Arbeit an dieser Zeitschrift. Um vom Superadditum, das heute ausschließlich den Reichen vorbehalten bleibt, zu einer Welt zu kommen, in der durchweg alle Beteiligten an der Schönheit teilhaben, die Austauschprozessen innewohnen kann, braucht es einen gangbaren Weg. Dieser beginnt beim Status quo. Ein Geld, das zeitlich und räumlich den Dingen angepasst ist, die man mit ihnen kaufen kann und eine Bodenordnung, die Spekulation ausschließt, sind reformerisch umsetzbar. Ohne immensen Aufwand. Beides käme einer Befreiung gleich, sowohl im Hinblick auf die Zwänge einer kapitalistischen Knappheitsdiktatur als auch in Bezug auf die den Menschen innewohnende Kreativität und Güte. Wir vereinen als organischer Teil des Universums alle Eigenschaften in uns. Ich weigere mich, sie „Gut“ und „Böse“ zu nennen. Worauf ich hinauswill ist, dass das Erscheinen menschlicher Verhaltensweisen maßgeblich von den Einflüssen des Umfelds, des Milieus abhängt, in dem er lebt, bzw. leben muss. Insofern dieses gestaltbar ist, und im sozialen Zusammenleben ist es das, kann es zu Bedingungen kommen, die dem Erstehen und Genießen von Schönheit Raum schaffen und dem Zerstörerischen die Substanz nehmen, die es zum Gedeihen braucht. Was aufkeimen kann, ist Schönheit als Superadditum für alle.

Das kapitalistische System ist auf Knappheit, Kumulation des Reichtums und Spekulation gemünzt. Es erzeugt Gewinner und Verlierer. Gewonnen wird auf Kosten der Verlierer. Und während am oberen Ende in rätselhafter Faszination den Geldvermögenden die roten Teppiche vor jede Schwelle gerollt werden, verzweifelt die Masse in der Bestimmung der sich neidisch nach mehr Sehrenden.

Ich glaube ein weiteres Ziel entdeckt zu haben, für das es sich lohnt, die Sporen der Konzepte für Reformen von Geld und Boden weiterhin zu verstreuen: die Schönheit.

Herzlich grüßt Ihr

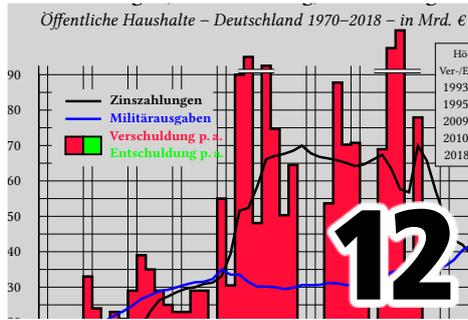
Andreas Banzemann

¹ „Geben und Nehmen – Gegenmittel zu einer Kultur der Gier (oder Mittel gegen eine Kultur der Gier)“ erschienen bei V2_Publishing, mit Interviews und Essays. Als gedrucktes Buch ausverkauft, aber als kostenloser PDF-Download erhältlich unter: <https://v2.nl/publishing/giving-and-taking>

INHALT



4



12



18



8



15

Kontaktdaten unserer Geschäftsstelle:
HUMANE WIRTSCHAFT
 Katharinenstraße 14
 45131 Essen
 Tel.: (0201) 458 457 85
 Fax: (0201) 458 457 86
 E-Mail: kontakt@humane-wirtschaft.de

Unsere Demokratie und das Trojanische Pferd 4
Siegfried Wendt

Das Befinden einer gesellschaftlichen Errungenschaft sollte in seinen Zusammenhängen beurteilt werden. Befindet die Demokratie sich in einem Belagerungszustand?

Terminhinweis v. Günther Jedliczka: AEMS – Wien 2020 7
Summer University Vienna

Die alljährliche Sommerakademie in Wien nimmt sich dem Thema der Zeit an

Kritiker der Zinskritiker müssen kritisiert werden 8
Christian Mayer

Kritisieren will gelernt sein, wenn sie wirken soll. Kritik zu akzeptieren auch.

Die Rolle niedriger Zinsen für die öffentlichen Haushalte 12
Thomas Kubo

Niedrigzinsen haben die öffentlichen Haushalte enorm entlastet und Freiräume für politische Umsetzungen geschaffen, die zuvor nicht vorhanden waren.

Bodenwertsteuer-Seminar „Grundsteuer: Zeitgemäß!“ 14
Ein bundesweiter Aufruf zur Grundsteuerreform

Der Riss wird immer tiefer 15
Pat Christ

Ursachenforschung: Warum Reiche immer reicher und Arme immer ärmer werden.

Der unheilige Martin – 18
Gero Jenner

Eine allgemein anerkannte Unterscheidung von Marktwirtschaft und Kapitalismus gibt es nicht. Der Eintopf mit beiden führt dazu, dass man sich beim Für und Wider Phänomenen widmet, die zwingen will, sich auf eine Seite zu werfen.

Economia – The Limited Edition 23
Terminhinweis

65. Mündener Gesp4räche 24
Terminhinweis der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft

Termine 2020 25
Unsere Termine, rechts von der Mitte gespickt mit Links.



Kurzlink zum PDF

Economia – The Limited Edition 2020
 Playful and imaginative future developments in Economics
 vom 15. bis 16. Mai 2020 im Natlab – Eindhoven, Niederlande.
 Weitere Infos: <https://hwlink.de/cfp2020> und auf S. 23



zur Webseite



TITELBILD
„Gesell Dich dazu!“
IN STEIN GEMEISSELT
Vorgaben: Andreas Bangemann
Meißelarbeit: Martin Bangemann



Warum es keinen optimalen CO₂-Preis gibt 26
Karl-Martin Hentschelt

Lösungsvorschläge für gangbare Wege zur Erreichung der Klimaziele sind oft umstritten. Ein heißes Eisen packt unser Autor an.

Andacht 40
Stéfan Nold

Eine Geschichte nach wahren Begebenheiten

Charis und strahlender Glanz 28
Lars Spuybroek (übersetzt von Andreas Bangemann)

Wie wollen wir leben? Wofür lohnt es sich nach neuen Lösungen zu streben? Welches Menschenbild tragen zukünftige Gesellschaften in sich? Eine mögliche Antwort steckt in etwas Unerwartetem

Klimaziele – Nicht erreichbar o. neues Wirtschaftssystem 46
Andreas Bangemann

Katalonien hat eine „revolutionäre“ Vergangenheit. Was man zum Thema Klimaziele von dort erfährt hat im positiven Sinne diesen Geist.

Selbstverwaltung mit „Dreigliederung des sozialen...“ 36
Karl-Dieter Bodack

Ins Soziale hineinwirkende Impulse können schon mal sehr lange brauchen, bis sie sich voll entfalten. Deshalb sollte man nie die Hoffnung aufgeben.

Zu guter Letzt 47
Ein Zitat von Fernand Braudel

Über die Unterscheidung von Marktwirtschaft und Kapitalismus

Neues von der Stiftung für Reform der Geld- und Bodenordnung 39
Werner Onken

Die Stiftung für eine gerechte Geld- und Bodenordnung stellt sich neu auf

Impressum – Kontakt – Shop 48

Gesell Dich dazu

Unsere Demokratie und das Trojanische Pferd

Siegfried Wendt



oder Vorhandensein bestimmter angeborener Eigenschaften eingeschränkt. So wird sicher aus einem blind geborenen Knaben später kein genialer Kunstmaler à la Picasso werden, und ein intellektuell unterdurchschnittlich begabtes Mädchen wird es nicht zu einer großartigen Forscherin und Wissenschaftlerin bringen.

Beim Menschen entscheidet im Wesentlichen nicht die Biologie, sondern die kulturelle Situation, in die er hineingeboren wird, darüber, welche Wege ihm offenstehen.

Ein wesentliches Kennzeichen der jeweiligen kulturellen Situation ist das Gewicht, das der Vererbung bestimmter Eigenschaften beigemessen wird. In der vorliegenden Betrachtung geht es vor allem um die Fähigkeit, das eigene Wohl möglichst immer dem Allgemeinwohl nachzuordnen und vor jeder politischen Entscheidung möglichst alle wesentlichen Vor- und Nachteile der zur Wahl stehenden Alternativen klar zu erkennen und uneigennützig gegeneinander abzuwägen.

Es gab tatsächlich einmal eine Zeit, da hatten es die aktuellen Machthaber geschafft, die große Mehrheit ihrer Untertanen von der hundertprozentigen Vererbbarkeit dieser Fähigkeit zu überzeugen, so dass es als ganz selbstverständlich akzeptiert wurde, dass die politische Macht jeweils von den Eltern auf deren Kinder weitergegeben wurde. Die Herrschenden bezeichneten sich als „adlig“, und ih-

1. Was ist Demokratie?



Demokratie ist ein Sammelbegriff für bestimmte kulturell entwickelte Organisationsformen zur Regelung des Zusammenlebens von Menschen. Die Bezeichnung „Demokratie“ ist griechischen Ursprungs und bedeutet Volksherrschaft.

Bekannte deutsche Kompositionsbegriffe, in denen der Begriff Demokratie vorkommt, sind beispielsweise

- Deutsche *Demokratische* Republik
- Christlich-*Demokratische* Union
- Sozial*demokratische* Partei Deutschlands
- Freie *Demokratische* Partei

Es wäre allerdings nicht korrekt, dem Begriff der Demokratie dadurch näher kommen zu wollen, dass man nach einer Eigenschaft sucht, die all den Organisationsformen gemeinsam ist, die das Wort Demokratie in ihrem Namen führen. Denn „nicht überall, wo Demokratie draufsteht, ist auch Demokratie drin“!

Im Unterschied zu einem Bienen- oder Ameisenstaat, in dem bereits durch die Geburt festgelegt ist, welche Aufgaben eine Biene oder Ameise im Laufe ihres Lebens wahrzunehmen hat, wird die spätere Rolle eines Menschen in der Gemeinschaft nur in einem äußerst geringen Maße durch das Fehlen

nen stand die große Masse der nicht adligen Untertanen gegenüber. Innerhalb des Adels gab es auch noch eine streng definierte Abstufung, worin die höchste Position einem König oder gar Kaiser zukam, der seine Stellung als „von Gottes Gnaden“ gegeben rechtfertigte.

An diese Zeiten werde ich immer wieder erinnert, wenn ich mir die Zähne putze. Denn da benutze ich einen Porzellanbecher mit der Aufschrift: „*Es ist dem Untertanen untersagt, den Maßstab seiner beschränkten Einsicht an die Handlungen der Obrigkeit anzulegen.*“

Es ist allerdings kein Wunder, dass das nichtadlige Volk eines Tages begann, an der Gottgegebenheit dieser Machtverteilung zu zweifeln. Allerdings durfte man nicht erwarten, dass der Adel freiwillig auf seine Privilegien verzichtete. Es ist ganz natürlich, dass der Adel seine Macht nutzte, um seine Vormachtstellung zu verteidigen, und zwar nicht dadurch, dass er versuchte, das Volk von der Gottgegebenheit der alten Ordnung zu überzeugen, sondern einfach durch die Anwendung seiner Macht. Wenn also das Volk die Machtverteilung ändern wollte, konnte es dies nicht innerhalb der bestehenden Gesetze erreichen, sondern musste die Gesetze brechen und „rohe Gewalt“ anwenden. So kam es 1789 zur französischen Revolution und danach zu all den anderen Revolutionen, die letztlich zur vollständigen Entmachtung des Adels führten.

Unabhängig davon, wie die jeweiligen Machthaber zu ihrer Macht gelangt sind, versuchen auch heute noch viele von ihnen, durch ihre Machtausübung sicherzustellen, dass möglichst wenig von ihrer Macht an das Volk „verloren geht“, sondern das meiste innerhalb „ihrer Kreise“ weitergegeben wird. Das ist selbstverständlich nicht im Interesse der großen Mehrheit der Beherrschten. Diese können die Regeln, nach denen der Prozess der Verteilung von Macht innerhalb ihrer Gemeinschaft ablaufen soll, nur akzeptieren, wenn das Ergebnis des Prozesses grundsätzlich „offen“ ist und keine einseitigen Privilegien festgeschrieben sind.

Das bedeutet, dass die Regeln dem Volk die Möglichkeit bieten müssen,

die jeweiligen Machthaber inklusive ihres Klüngels gewaltlos zu entmachten. Der Philosoph Karl Popper (1902 – 1994) hat dies als das wesentliche Kriterium herausgestellt, welches darüber entscheidet, ob eine Organisationsform als Demokratie bezeichnet werden kann oder nicht.

Allerdings wird die konkrete Ausgestaltung einer demokratischen Organisationsform durch das Poppersche Demokratie-kriterium nicht vollständig festgelegt, denn es bleibt ja die Frage offen, wer nun die Macht bekommen soll, nachdem die bisherigen Machthaber entmachtet sind. Festzulegen, wer die Machtnachfolger sein sollen, ist viel schwieriger als die bisherigen Machthaber zu entmachten. Denn ob die Entmachtung geschehen soll oder nicht, ist eine klare Binärentscheidung, bei der nur zwischen ja und nein entschieden werden muss. Dagegen muss bei der Nachfolgerfrage zuerst einmal eine Menge möglicher alternativer Kandidaten gefunden werden, aus der dann anschließend diejenigen auszuwählen sind, denen die Macht übertragen werden soll.

Eine mögliche Form der Kandidatenfindung und Machtvergabe ist die sog. Parteiendemokratie, die seit dem Ende des zweiten Weltkriegs das politische Geschehen in Deutschland bestimmt. Es ist an dieser Stelle unnötig, diese Form zu beschreiben, denn jeder wahlberechtigte Deutsche sollte mehr oder weniger genau mit dieser Demokratieform vertraut sein.

2. Was ist das Trojanische Pferd?



Zur griechischen Mythologie gehört der Bericht über den Trojanischen Krieg. Nach heutiger Lehrmeinung könnte die Stadt Troja an den Dardanellen gelegen haben, einer Meerenge im Nordwesten der Türkei, die das Mittelmeer mit dem Marmarameer verbindet. Es wird berichtet, dass die griechischen Belagerer ein großes hölzernes Pferd bauten, in dessen Bauch sich Soldaten versteckten. Dieses sog. Trojanische Pferd wurde von den ahnungslosen Trojanern in die Stadt gezogen. Nachts stiegen die versteckten Soldaten aus dem Pferd, öffneten die Stadttore von innen und ließen ihr Heer herein. Durch diese List gewannen die Griechen den Krieg.

3. Was hat das Trojanische Pferd mit unserer Demokratie zu tun?



Damit der Hinweis auf das Trojanische Pferd einen Sinn macht, muss es zwei Gegner geben, von denen der eine friedlich in seiner Stadt leben will, während der andere die Stadt belagert und erobern will. Es ist unsere Demokratie, deren Belagerung hier beschrieben wird. Sie will ihren Bürgern ein Leben ermöglichen, mit dem die meisten von ihnen zufrieden sein können:

- So sollen möglichst alle Bürger mit Gütern und Dienstleistungen gemäß ihres jeweiligen begründeten Anspruchs versorgt werden.
- Außerdem sollen die Bürger möglichst weitgehend vor negativen zukünftigen Entwicklungen geschützt werden.
- Und es sollen Zustände geschaffen werden, die von der großen Mehrheit der Bürger als gerecht empfunden werden.

Belagert wird unsere Demokratie von egoistischen Ausbeutern, die sich für das Allgemeinwohl nicht verantwortlich fühlen und deshalb versuchen, unsere Demokratie so zu beeinflussen, dass sich diese den egoistischen Interessen der Belagerer nicht in den Weg stellt. Diese Beeinflussung soll aber nicht so geschehen, dass sie von der Mehrheit der Belagerten gleich als Gefahr erkannt wird. Deshalb bauen die Belagerer um ihre Absichten herum „ein friedlich aussehendes Pferd“, welches von den Belagerten freiwillig „in ihre Stadt hereingeholt wird“ und dort dann seine schlimme Wirkung entfalten kann.

Damit ihr Pferd die erwünschte Wirkung entfalten kann, müssen die Belagerer bestimmte Schwächen der Belagerten identifizieren, damit sie das Pferd im Hinblick auf diese Schwächen bauen können. Es sind zwei Schwächen unserer Demokratie, die sich für eine Ausnutzung durch die Belagerer besonders eignen:

- Die eine Schwäche besteht darin, dass bei der großen Mehrheit der Bürger die Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge zu analysieren und

zu verstehen, nur schwach ausgeprägt ist oder gänzlich fehlt.

- Die andere Schwäche besteht darin, dass etliche der Bewerber um politische Ämter zwar genau wissen, wie man ein solches Amt erobern kann, dass sie aber, wenn sie das Amt haben, ihren Eigennutz nicht immer dem Allgemeinwohl nachordnen.

Diese beiden Schwächen unserer Demokratie machen es den Belagern leicht, ein Pferd zu bauen, das ihre Interessen fördert und doch von der großen Mehrheit der Belagerten nicht als Gefahr erkannt wird, so dass sie es freiwillig in ihre Stadt holen werden. Dabei braucht es die Belagerer gar nicht zu stören, dass es in der Stadt auch Bürger gibt, die auf den ersten Blick die mit dem Pferd verbundene Gefahr erkennen und deshalb ihre Mitbürger davor warnen, das Pferd in die Stadt zu holen. Denn die Mehrheit der Bürger wird die Warnungen missachten und die Warner als „ewige Bedenkenträger“ abstempeln, die man nicht ernst zu nehmen braucht.

Im vorliegenden Fall benutzen die Konstrukteure des Pferdes vor allem die Erkenntnis, dass intellektuell beschränkte Menschen gerne glauben, sie seien gar nicht beschränkt und könnten alles verstehen, was man ihnen beibringt. Also bauten die Konstrukteure das Pferd als Überbringer von Botschaften über das Funktionieren unseres Wirtschaftssystems, wobei sie sicher sein konnten, dass die „zu Belahenden“ nicht nach der Bedingung fragen würden, von deren Erfülltsein die Gültigkeit der verkündeten Botschaften abhängt.

Es wurden deshalb Regeln über das Funktionieren eines Wirtschaftssystems verkündet, die – wenn überhaupt – nur in einer Mangelwirtschaft hilfreich sind. Verschwiegen aber wurde, dass es überhaupt einen Unterschied zwischen Mangel- und Überflusswirtschaft gibt und dass wir aktuell in einer Überflusswirtschaft leben, in der die Anwendung der verkündeten Regeln dem Allgemeinwohl mit Sicherheit schadet.

Die wichtigsten der verkündeten Botschaften sind:

- Wenn es der Wirtschaft gut geht, geht es auch der Bevölkerung gut.
- Der Wirtschaft kann es nur gut gehen, wenn sie keine hohe Steuerlast tragen muss.
- Vollbeschäftigung kann es nur geben, wenn es Wirtschaftswachstum gibt.
- Hohe Exportüberschüsse sind ein Beweis für eine optimale Steuerung der Wirtschaft. Deshalb ist die Förderung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit unserer Wirtschaft besonders wichtig.
- Eingriffe des Staates in das freie Spiel der Marktkräfte führen grundsätzlich nicht zu den beabsichtigten positiven Effekten, sondern verschlechtern die Situation.
- Dass die von dem hereingeholten Pferd verkündeten Botschaften in unserer Demokratie inzwischen fast wie Naturgesetze betrachtet werden, erkennt man täglich an den Wirtschaftsnachrichten in den Zeitungen, im Rundfunk und im Fernsehen. Auch unsere politischen Parteien haben sich, trotz ihrer sonst recht deutlichen Unterschiede, die meisten Botschaften des Pferdes zu eigen gemacht. Man braucht sich nur die jeweiligen Parteiprogramme und die Wahlplakate anzuschauen.
- Wer sich gegen den Mainstream stellt und in dem lauten Chor der „Wirtschaftsweisen“ nicht mitsingt, wird heute schnell als weltfremder „Gutmensch“ lächerlich gemacht. Es gibt viel zu wenig Bürger, die noch ein humanes Wertesystem verteidigen, bei dem die Frage im Zentrum steht, was ein Mensch für ein gelungenes Leben wirklich braucht.
- Wir brauchen keine Überflusswirtschaft, und deshalb brauchen wir auch keine Werbung zur Konsumsteigerung. Denn in der Überflusswirtschaft kann Wirtschaftswachstum nur noch auf Kosten der Mehrheit der Erdbevölkerung und der Bewohnbarkeit unserer Erde erreicht werden.

- Wir brauchen keinen Verdrängungswettbewerb, denn dieser fördert die Entstehung extrem großer überregionaler Anbieter von Wirtschaftsgütern und zerstört die menschenfreundliche Vielfalt kleiner Versorger.
- Wir brauchen keine Globalisierung, denn diese bringt umweltschädliche Wirtschaftsströme und den Verlust regionaler Geborgenheit mit sich. Vielmehr wollen wir friedliche Nachbarschaft und den Erhalt einer großen kulturellen Vielfalt.
- Wir brauchen keine Privatisierung unserer Infrastruktursysteme wie Wasserversorgung, Straßen- und Schienennetze, Kommunikationsnetze, Gesundheitswesen usw., denn diese führt wegen ihrer Profitorientierung zur Verschlechterung der Qualität und zu menschenunwürdigen Bedingungen für die Arbeitnehmer.
- Wir brauchen keine Digitalisierung unseres Alltags, denn diese zwingt uns, „Partner“ der Computer zu werden. Den Glauben, dass Computer den Menschen ähnlich gemacht werden könnten, kann nur jemand haben, der keine Ahnung von Computertechnik hat. Die Rolle von Computern muss darauf beschränkt bleiben, uns möglichst viele lästigen Arbeiten abzunehmen.

Leider werden wir aber all das, was hier aufgezählt wurde, trotzdem bekommen, denn „das Pferd ist ja schon in unserer Stadt.“ 

Zum Autor

Prof. Dr.-Ing. Siegfried Wendt



geb. 1940, Studium der Elektrotechnik und Promotion an der Technischen Hochschule Karlsruhe, Hochschullehrer für Digitale Systeme, State University of New York in Buffalo, USA (drei Jahre), Universität Hamburg (drei Jahre), Universität Kaiserslautern (24 Jahre), Gründungsdirektor des Hasso-Plattner-Instituts in Potsdam (sechs Jahre). Im Ruhestand seit 2005.



ALTERNATIVE ECONOMIC AND MONETARY SYSTEMS

THE ECONOMY OF THE FUTURE



STOP CLIMATE CHANGE NOW!

Summer University Vienna

July 20 - August 7, 2020



There is no planet B!

We have to act now in order to limit global warming to 1.5°C. AEMS focuses on ways to restructure economic systems to embody sustainable use of resources and a more collaborative society overall.

At AEMS you learn about:



Ecological sustainability, population growth and the long-term management of natural resources and energy.



The variety of alternative economic and monetary systems that are already in practice worldwide.



Business ethics, consumerism, solidarity and the common good: The need for a new philosophy.

ORGANIZERS

BOKU University of Natural Resources and Life Sciences contributes to a sustainable use of natural resources by connecting natural sciences, engineering and economic sciences.

Economy for the Common Good offers an answer to current ecological, social and economic problems. As of 2019, more than 2,000 companies have committed themselves to the initiative.

Each year, **OeAD student housing** accommodates over 2,500 students in energy-efficient dormitories. It also won the 2013 Austrian Climate Protection Award.

APPLY NOW!

www.summer-university.net

Kritiker der Zinskritiker müssen kritisiert werden

Oder: Die eigene Weltsicht muss sich immer wieder an der Realität beweisen

Christian Mayer

YouTube ist eine wunderbare Erfindung. Dort finden sich massenhaft Dokumentationen zu allen möglich Themen. Zugleich bietet diese Plattform aber jedem und jeder auch die Möglichkeit, seine Meinung einem riesigen Publikum anzutragen. Und dass die Qualität der Beiträge hier und da als mangelhaft bezeichnet werden darf, bestreitet niemand. Es ist nun aber so, dass man auf YouTube auch auf Videos stößt, die man gar nicht gesucht hat. Das ist in einem ersten Schritt nicht schlimm. Bisweilen fühlen wir uns dann aber genötigt, den nicht gesuchten Beitrag anzuklicken und anzusehen. Häufig mit dem Ergebnis, dass man sich über das Gesehene ärgert. Besonders dann, wenn Sachverhalte falsch erörtert werden.

Normalerweise ist der Ärger aber schnell wieder verfolgen, indem man sich auf die Suche nach dem eigentlichen Beitrag begibt. In dem hier beschriebenen Fall kann ich aber nicht anders. Ich muss meinem Ärger Luft machen. Vor allem, wenn ein Oliver Janich, Gründer und ehemaliger Vorsitzende einer Vereinigung, die sich selbst „Die Partei der Vernunft“ nennt, eine Unwahrheit nach der anderen behauptet.

In seinem Video „Zinskritik, Freigeld, Monetative, Schwundgeld und andere Kuriositäten“^[1] versucht er, den Geldsystemkritikern fehlende Logik und dergleichen zu attestieren. Dabei fallen so viele Falschaussagen, dass man kaum weiß, wo anfangen.

¹ Das Video findet sich unter: <https://www.youtube.com/watch?v=b2l95vPs8pA> (letzter Zugriff: 18. 12. 2019)

Zu Beginn habe ich mich sehr verärgert an die Arbeit gemacht. Je mehr ich mich aber mit Janichs Aussagen beschäftigt habe, desto mehr habe ich sogar Freude daran empfunden, die eigene kritische Sichtweise auf die Geldordnung jener der herrschenden Meinung gegenüberzustellen. Und das ist immerhin ein wichtiges Unterfangen. Andernfalls besteht die Gefahr, etwaige Fehler des eigenen Standpunktes nicht zu bemerken. Mit dieser Einsicht wurde die Auseinandersetzung mit Janichs Aussagen zu einer willkommenen Übung, den eigenen Blick auf die herrschende Geldordnung einer Kontrolle zu unterziehen.

Eine ehrliche Gegenüberstellung von grundlegend verschiedenen Systemverständnissen birgt natürlich immer die Gefahr, erkennen zu müssen, dass die eigene Sichtweise einen Fehler enthält und man daraufhin sein bisheriges Weltbild korrigieren müsste. – Zumindest, wenn man ehrlich zu sich selbst ist. Doch anders ist Wahrheitssuche nicht möglich. Und damit wurde die Auseinandersetzung zu einem spannenden Unterfangen. Doch der Reihe nach.

Es bietet sich an, das Video zuerst einmal in seiner ganzen Länge „genossen“ zu haben, bevor man sich an die Auseinandersetzung mit Janichs Aussagen macht.

Folgende Thesen vertritt Oliver Janich in seinem knapp 10-minütigen Video. Diese werden im Folgenden erörtert:

- **THESE 1:** Der Zins ist etwas ganz Natürliches. (bei 0:40 min)
- **THESE 2:** Ohne Zins gibt es keine Wertschöpfung, weil die Menschen

dann nur noch an Familienangehörige Geld verleihen. (bei 0:50 min)

- **THESE 3:** Bei der Giralgeldschöpfung wird der Zins nicht mitgeschöpft, das ist aber kein Problem, weil eine Bank diesen auch schöpfen kann. (1:58 min)
- **THESE 4:** Die Kritik am Zinseszins ist nicht berechtigt, da es keine risikolosen Anlageformen gibt. Daher überzeugt das Beispiel des Josepfennigs nicht, da man immer wieder einmal das falsche Investment tätigt und das angehäuften Geld dann wieder verschwindet. (bei 4:00 min)
- **THESE 5:** Geldsystemkritiker fordern, dass Gold als Geld Verwendung findet. Und ist dieses Ziel erreicht, wird jemand versuchen alles Gold zu bekommen, also ein Monopol zu erlangen. (bei 5:38 min)
- **THESE 6:** Diejenigen, die diesen Unsinn [die Zinskritik] vertreten, müssen unter einer partiellen Unzurechnungsfähigkeit leiden. (bei 7:00 min)
- **THESE 7:** Niemand wird Geld annehmen, das immer weniger wert wird. (bei 7:53 min)
- **THESE 8:** Zwang ist immer schlecht. Jeder möchte selbst entscheiden, was er als Geld verwenden will. (bei 8:07 min)
- **THESE 9:** Die Zinskritiker fordern, der Staat müsse einfach Geld schöpfen dürfen, sobald er welches braucht. (ab 8:38 min)

THESE 1: Der Zins ist etwas ganz Natürliches. (bei 0:40 min)

Janich argumentiert, es sei völlig normal, dass man mehr Geld zurückbekomme als man verliehen habe. Immerhin stünde einem das verliehene Geld ja nicht für Konsum oder Investitionen zu Verfügung und deshalb würde man einen Preis dafür haben wollen. Er bezieht sich also explizit auf den Zins in unserem Geldsystem und nicht auf ein allgemeines Bewertungsprinzip (siehe unten). Mehr noch: Er unterstellt durch seine Darstellung eine Art naturgesetzliche Kausalität. Dass ich aber etwas dafür erhalte, wenn ich mein Geld anderen verleihe, beruht auf einer rechtlichen Vereinbarung und ist das Ergebnis von Gewohnheiten. Alleine die Tatsache, dass ich – wenn ich einem Freund Geld leihe – eben nur die geliehene Menge zurückfordere und nicht mehr, zeigt bereits, dass von einer Natürlichkeit (im Sinne von Zwangsläufigkeit) des Zinses keine Rede sein kann. Außerdem gibt es viele historische Beispiele, die zeigen, dass es im Geldwesen auch anders – also ohne Zins – geht. (Z. B. Brakteatenwährung, Wörgl).

Andere Kritiker wie Janich argumentieren, die Natürlichkeit des Zinses sei bereits durch das Ab- bzw. Aufzinsen bewiesen. Heißt: Wir bewerten Dinge in Verbindung mit der Zeit unterschiedlich. Eine Pizza heute ist mir lieber als eine Pizza in einem Jahr. Diese Bewertung ist aber begrifflich nicht mit unserem Zinsverständnis identisch. Den Zins verorten wir korrekterweise in Wirtschaftsangelegenheiten. Denn sprachgeschichtlich bezieht sich das Wort „Zins“ auf eine Vermögens- bzw. Einkommensabgabe. Das Lateinische „*census*“ steht für „Abschätzung“ und diente zur Feststellung von Abgaben an die hohen Herren. Der Zins als Begriff ist also explizit auf ein wirtschaftliches System gemünzt und steht nicht für ein allgemeines Prinzip.

Außerdem: Selbst wenn wir die Aussage zulassen, die menschliche Bewertung aller Dinge sei durch das Auf- und Abzinsen eine Art Zins, so wäre eine Übertragung dieses Verständnisses auf unser Geldsystem nicht unproblematisch. Gerade weil die unterstellte Zwangsläufigkeit nicht existiert. Wieso sollte man dieses menschliche „Bewertungssche-

ma“ in ein System integrieren, das wir künstlich herstellen, also nach unseren Vorstellungen kreieren können? Weil es natürlich ist? Implizit unterstellt Janich hier, dass etwas Natürliches etwas Gutes sei. Selbst wenn das Geld und der Zins etwas Natürliches wären, müsste dies nicht zwangsläufig etwas Gutes sein. So ist der Fingerhut ebenfalls durch und durch natürlich, für den Menschen jedoch tödlich. Deshalb ist bei einer Kombination des scheinbar natürlichen „Zinsdenkens“ auf unser künstlich geschaffenes Geldsystem die Frage zu beantworten, ob diese Kombination etwas Gutes (für den Menschen) hervorbringt. Aber diese Frage wird von Janich nicht einmal gestellt.

THESE 2: Ohne Zins gibt es keine Wertschöpfung, weil die Menschen dann nur noch an Familienangehörige Geld verleihen. (bei 0:50 min)

Janich erkennt richtig, dass es einen Mechanismus geben muss, der dafür sorgt, dass das Geld im Fluss bleibt. Allerdings stimmt es nicht, dass es hierfür zwangsläufig den Zins braucht. Es gibt geeignetere Mechanismen (Stichwort: umlaufgesichertes Geld).

THESE 3: Bei der Giralgeldschöpfung^[2] wird der Zins nicht mitgeschöpft, das ist aber kein Problem, weil eine Bank diesen auch schöpfen kann. (1:58 min)

Die Behauptung stimmt, dass die Bank auch die Zinsen aus dem Nichts schöpfen könnte, analog der Geldschöpfung bei der Kreditvergabe. Aber – und dieses Aber ist wichtig: Das wird nicht getan und würde auch keinen Sinn ergeben! Denn wie sollten die mitgeschöpften Zinsen ins System kommen, wenn nicht durch denselben oder einen anderen Kredit?

Ein Beispiel: A geht zu einer Bank und nimmt einen Kredit für 100 Euro auf, die zu 10 Prozent verzinst werden. Dann schreibt die Bank dessen Konto ledig-

lich die 100 Euro gut, keine 110 Euro. Diesen Betrag muss A aber zurückbezahlen. Das ist ein grundlegendes Problem in unserem Geldsystem. Da Geld nämlich fast ausnahmslos per Kreditvergabe in die Welt kommt (nur Banken können Geld „herstellen“), muss der Zins den A hier bei der Bank zu entrichten hat, irgendwo herkommen. Da die fehlenden 10 Euro nicht mitgeschöpft wurden, muss A also jemand anderem (nennen wir ihn B) die 10 Euro abjagen, indem er ihm irgendetwas verkauft o. ä. Woher aber hat B diese 10 Euro? Sie können nur aus einer anderen Geldschöpfung stammen. Also hat entweder B selbst einen Kredit aufgenommen, oder es von anderen (einem C) erhalten. Da aber nahezu jedes Geld Schuldgeld ist und der Zins eben nie mitgeschöpft wird, besteht ein andauernder Kampf ums goldene Kalb. Das ist ja unter anderem auch mit ein Grund dafür, weshalb immer mehr Schulden aufgenommen werden müssen.

Ich habe irgendwo einmal den Einwand gelesen, dass ein Unternehmer, der einen Kredit aufnimmt, ja wirtschaftet und wächst. Also bspw. mehr Fahrräder herstellt und diese dann verkauft. Von diesem Erlös könne er doch dann die Zinsen bezahlen. Das Problem ist, dass Banken i. d. R. keine Fahrräder haben wollen, sondern Geld. Und damit wird das Problem nur ein paar Zeitreihen nach hinten verfrachtet. An der Ursprungsproblematik ändert das nichts. Denn das Geld aus den Fahrradverkäufen muss irgendwann auch einmal von einer Bank „geschöpft“ worden sein.

Hinweis: Geld, das nicht per Kreditvergabe unters Volk kommt, stammt beispielsweise aus Offenmarktgeschäften der Zentralbanken, indem diese Staatsanleihen kaufen. Es gibt nur einen kleinen Sonderfall, in dem Gelder nicht mittels Kredit in den Geldkreislauf der Banken, Unternehmen und Haushalte gelangen. Und zwar über die sogenannten „endgültigen Käufe“. Hier kauf die EZB zwar Wertpapiere, aber ohne Rückkaufvereinbarung. Dieses Geld verschwindet aber sofort, sollte die EZB diese Wertpapiere wieder verkaufen. Die Volumina dieser „endgültigen Käufe“ sind sehr gering. Da durch den Zinseszineffekt die zu bezahlenden Schuld- wie Guthabenzinsen systembedingt beständig anwachsen, ist dieses schuldlos durch Offenmarkt-

² Auf die Kontroverse, ob Geld überhaupt „aus dem Nichts“ geschöpft werden kann oder nicht, möchte ich hier nicht eingehen. Auch nicht auf die Frage, ob Giralgeld überhaupt Geld ist, oder eher eine Forderung auf Geld. Da die meisten Menschen an diese Geldschöpfung glauben, wird das hier einfach unterstellt. Das ist kein Problem, weil der Mechanismus, um den es hier geht, davon unberührt bleibt. Für eine Auseinandersetzung mit dem eben Genannten vgl. Steffen Henke: Fließendes Geld für eine gerechtere Welt. Warum wir ein alternatives Geldsystem brauchen, wie es funktioniert und welche Auswirkungen es hat. Baden-Baden 2017.

geschäfte unters Volk gebrachte Geld recht schnell aufgebraucht und das Problem herrscht wieder vor. Wie gravierend das ist, zeigt sich in den Ausführungen von Steffen Henke, der darauf hinweist, dass das BIP in den Jahren von 1950 bis 2012 um das 53-fache gewachsen ist, das sich in Umlauf befindliche Bargeld im selben Zeitraum um das 52-fache, die langfristigen Einlagen hingegen einen Zuwachs um das 493-fache verzeichnet haben.^[3] Und es sind diese langfristigen Einlagen, auf die Zinsen zu entrichten sind und aus sich selbst heraus immer mehr Geldguthaben entstehen lassen. – Ein sich selbst beschleunigendes System.

Interessanterweise hat die Deutsche Bundesbank bereits in ihrem Monatsbericht vom Oktober 1993 darauf hingewiesen, dass hier eine „Selbstalimentation der Geldvermögen“ stattfindet. Im Bundesbankbericht heißt es: „Überdies werden die frei verfügbaren Zinsen [...] zu einem gewissen Teil wieder angelegt. Insgesamt entsprachen Zinsen und Dividenden 1992 rund vier Fünftel des zur gleichen Zeit neu gebildeten privaten Geldvermögens.“ Dies deutet darauf hin, „daß die wachsende private Ersparnis auf längere Sicht auch eine Folge der Selbstalimentation durch steigende Erträge ist“^[4].

Es ist Helmut Creutz zu verdanken, die offiziellen Zahlen der Bundesbank in einer kompakten Darstellung zugänglich zu haben. Und zwar einer Darstellung, die das komplette System zeigt. Im selben Umfang sind nämlich die Schulden gestiegen. Und das muss logischerweise auch so sein, anders ließe sich das steigende Geldvermögen nicht realisieren. Bei einem durch Kreditvergabe geschaffenen Geld gibt es immer einen Vermögens- wie Schuldenzuwachs. Das ist anders nicht möglich.^[5] Mit steigenden Ansprüchen auf Geld muss zwangsläufig auch die Schuldenmenge steigen. Anders ließen sich die wach-

senden Ansprüche nicht bedienen.

Offenbar hat Janich nicht begriffen, dass durch den Effekt des Zinseszins die Geldguthaben beziehungsweise die Forderungen auf Geld erst den bekannten Wachstumszwang zur Pflicht machen und dafür Sorge tragen, dass ein Nullwachstum zu Wohlstandsverlust führt. Dieser Mechanismus ist es auch, der die Umverteilung von unten nach oben befördert. Das erkennt nur, wer den Fehler des Geldsystems verstanden hat.

THESE 4: Die Kritik am Zinseszins ist nicht berechtigt, da es keine risikolosen Anlageformen gibt. Daher überzeugt das Beispiel des Josefpennigs nicht, da man immer wieder einmal das falsche Investment tätigt und das angehäuften Geld dann wieder verschwindet. (bei 4:00 min)

Es braucht auch keine 2.000 Jahre, bis sich die zersetzenden Kräfte offenbaren. Die Geschichte zeigt, dass ein bis zwei Generationen genügen. Dann kommt es wieder zu einem schuldenbedingten Crash, das System wird neu gebootet und beginnt mit demselben Fehler erneut zu laufen. Das Problem ist altbekannt. Französische Monarchen der frühen Neuzeit ließen daher Gläubiger kurzer Hand hinrichten. Im Altertum strichen sumerische und babylonische Herrscher nicht nur Staatsschulden, sondern auch private Schulden. Darüber hinaus gab es rituelle Schuldenerlasse in der Geschichte und auch das fünfte Buch Mose (5. Mose 15, 1-2) fordert vom Gläubiger in jedem siebten Jahr einen Schuldenerlass. Heute wird das Problem der Schuldenkrisen durch Währungsreformen „gelöst“.

Irritierender Weise behauptet Janich dann bei Minute fünf, dass es den Zinseszins effekt doch gebe und dieser sogar dazu führe, dass Staaten bankrottgehen!

THESE 5: Geldsystemkritiker fordern, dass Gold als Geld Verwendung findet. Und ist dieses Ziel erreicht, wird jemand versuchen alles Gold zu bekommen, also ein Monopol zu erlangen. (bei 5:38 min)

Ja, es gibt Kritiker des modernen Geldsystems, die Gold als Währung fordern oder zumindest ein goldgedecktes

Geld. Aber bei weitem erklingt diese Forderung nicht uni sono. Der Großteil der mir bekannten Schriften sieht Gold als Währung beziehungsweise ein goldgedecktes Geld sehr kritisch – und dieser Sichtweise schließe ich mich an. Das ist leicht nachzuvollziehen: Sollte ein Land in ein Handelsdefizit geraten, würde Gold aus dem Land abfließen. Die Goldreserven würden sinken und die sich im Umlauf befindliche Geldmenge auch. Das Land würde in eine Krise geraten. Hinzu kommt, dass eine Geldmengensteuerung bei einer an Edelmetalle gebundenen Währung viel schwieriger zu bewerkstelligen wäre.

THESE 6: Diejenigen, die diesen Unsinn [die Zinskritik] vertreten, müssen unter einer partiellen Unzurechnungsfähigkeit leiden.

(bei 7:00 min)

Ich verweise auf meine bisherigen Ausführungen, auf dass das jeder selbst entscheiden mag.

THESE 7: Niemand wird Geld annehmen, das immer weniger wert wird. (bei 7:53 min)

Fragt man die Menschen ob sie Geld möchten das immer weniger wert wird, dann sagen sie natürlich nein. Man müsste ihnen erklären, worin die Vorteile eines umlaufgesicherten Geldes liegen. Janich unterschlägt hier nämlich, dass die meisten Menschen zu den Systemverlierern zählen, da sie im Laufe ihres Lebens immer mehr Zinsen bezahlen werden als sie bekommen. Schließlich bezahlen wir auch ganz unbemerkt Zinsen. In jedem Produkt das wir kaufen, hat das Unternehmen seine Kapitalkosten mit eingepreist und auch der Staat nimmt unsere Steuern teilweise dafür, seine laufenden Kredite zu bedienen. Würden diese Zinsen verschwinden, hätten die Menschen nur noch eine Umlaufgebühr zu entrichten. Das wäre deutlich günstiger als im heutigen System.

Außerdem unterschlägt Janich – sofern er dies überhaupt weiß –, dass selbst die Deutsche Mark in der Zeit ihrer Existenz (1948 – 2002) rund 70 Prozent an Wert verloren hat.

THESE 8: Zwang ist immer schlecht. Jeder möchte selbst entscheiden, was er als Geld verwenden will. (bei 8:07 min)

3 Vgl. Henke, Steffen: „Fließendes Geld für eine gerechtere Welt. – Warum wir ein alternatives Geldsystem brauchen, wie es funktioniert und welche Auswirkungen es hat.“, Baden-Baden 2017, S. 29.

4 Deutsche Bundesbank. Monatsbericht Oktober 1993, S. 27. URL: <https://www.bundesbank.de/de/publikationen/berichte/monatsberichte/monatsbericht-oktober-1993-691290> (letzter Zugriff: 16. 12. 2019).

5 Die Grafik findet sich unter: https://helmut-creutz.de/pdf/grafiken/b/creutz_034-43.pdf (letzter Zugriff: 16. 12. 2019)



Gut, ab sofort entscheide ich mich dazu, nur noch die Zeichnungen meiner beiden Kinder als Geld zu verwenden, das ist mein gutes Recht. Ich bin gespannt, wie viel Obst und Gemüse ich hierfür beim kommenden Einkauf erhalten werde ...

THESE 9: Die Zinskritiker fordern, der Staat müsse einfach Geld schöpfen dürfen, sobald er welches braucht.

(ab 8:38 min)

Sich mit dieser These auseinanderzusetzen ist etwas kompliziert. Kompliziert deshalb, weil sie nicht unbedingt von Seiten der Systemkritiker freiwirtschaftlicher Couleur kommt. Vielmehr wurde diese Theorie durch amerikanische Ökonomen um den damaligen Präsidentschaftskandidaten Bernie Sanders bekannt. Diese „Modern Monetary Theory“ (MMT) geht davon aus, dass der Staat sich neues Geld gutschreiben lassen können sollte, sobald er einiges davon benötige.

Eine solche Forderung findet sich meines Wissens nach aber nicht in jenen Kreisen, die das Hauptmanko im Schuldgeldsystem identifizieren. Nicht zuletzt, weil es hier an einer kontrollierenden Instanz fehlen würde. Vielmehr findet sich in kritischen Lektüren zur Geldordnung die Forderung, dass Banken grundsätzlich öffentlich-rechtliche Institutionen darstellen sollten, da es sich beim Geld selbst ja um ein öffentliches Gut handelt. Hier sollte Janich nochmal nachschauen, gegen wen sich seine Kritik nun richten soll.

Zu guter Letzt



Die mit Furore präsentierten Thesen von Janich sind durch die Bank weg nicht haltbar. Vielmehr zeugen sie von Unwissenheit und sind schädlich. Schädlich, weil Janich mit seinen unhaltbaren Aussagen all jene Menschen wieder in die Defensive treibt, die bei einem wachen Blick auf die bestehende Geldordnung ein ungutes Gefühl beschleicht und die sich aufmachen, Klarheit über das herrschende System zu erlangen.

Dass die Kritiker der Geldordnung nicht verstanden werden, liegt meiner Erfahrung nach nicht an einer fehlerhaften Kritik, als vielmehr im Unvermögen (und dem Nichtwollen) der vielen „Experten“, die nicht in der Lage sind, ihr Weltbild, mit dem sie sozialisiert wurden, bis auf die Grundfesten hin dekonstruieren zu können. Denn dafür bräuchten sie Zeit und überhaupt erst einmal den Willen, das Liebgewonnene auf den Prüfstand zu stellen. Da dies nicht geschieht, wird es immer wieder zu solch peinlichen und falschen Behauptungen kommen, wie wir dies gerade bei Janich gesehen haben.

Allein der Umstand, dass Janich das Video Ende 2011 veröffentlicht hat, mag zu hoffen geben, dass er mittlerweile dem Namen seiner Partei alle Ehre macht und zu einer vernünftigen Betrachtung der Sachlage gefunden hat. Immerhin stirbt bekanntlich die Hoffnung ja zuletzt. Pessimistische Zeitgenossen dürfen mit den Worten des Komikers Nico Semsrott noch ergänzen: „Aber sie stirbt“.



Zum Autor

Dipl. HdL Christian Mayer



Jahrgang 1982, ist Wirtschaftspädagoge und Germanist. Er arbeitet als Lehrer für Wirtschaft an einer berufsbildenden Schule in Biberach an der Riß. Er publiziert zu wirtschaftskritischen Themen

und ist als Dozent für Wissenschaftstheorie an der Dualen Hochschule Ravensburg tätig.

Christian Meyer: „RETTET DIE WIRTSCHAFT... VOR SICH SELBST! – Faszinierende Reise ans Ende des neoklassischen Universums“

Büchner-Verlag, Marburg; 23. Februar 2019; 266 Seiten; Klappenbroschur;

€ 18,- (Print) ISBN 978-3-96317-101-7 € 14,- (ePDF) ISBN 978-3-96317-601-2

„Rettet die Wirtschaft ... vor sich selbst!“ rechnet ab mit der Mainstream-Ökonomie, mit ihren mathematischen Modellen und kühnen Kalkulationen einer Zukunft, die sich dann doch immer ganz anders gestaltet. Wie kann es sein, dass eine Profession, die häufig mit grotesken Fehleinschätzungen auffällt, in der Öffentlichkeit dennoch als unverzichtbarer Hort der Weisheit wahrgenommen wird?



schen als vielschichtiges, komplexes Wesen anerkennt, der mit dem Modell des Homo oeconomicus nur wenig gemein hat.

Dabei führt uns der Autor zugleich auf ein Feld, auf dem der Kampf um die Ökonomie der Zukunft bereits begonnen hat. Denn der Widerstand gegen die neoklassische Sichtweise der Wirtschaft ist längst erwacht. So zeigt Mayer

nicht nur die Schwächen des alten Ansatzes auf, sondern auch den Reichtum neuerer Ideen und Modelle.

Büchner Verlag

<https://hwlink.de/mayer-rdw>

Die Rolle niedriger Zinsen für die öffentlichen Haushalte

Thomas Kubo

In den letzten Ausgaben der HUMANE WIRTSCHAFT warfen wir einen schlaglichtartigen Blick auf den Zusammenhang zwischen niedrigen Zinsen, Bargeld, der Ökologie und dem Bankensektor. In dieser Ausgabe befassen wir uns mit den öffentlichen Haushalten.

Wolfgang Schäuble war in seiner Zeit als Finanzminister auf die »schwarze Null« stolz. Als Gründe wurden zum einen die boomende Wirtschaft, zum anderen eine umsichtige (eigene!) Politik genannt. Wolfgang Schäuble im Jahre 2017:

„Wir haben vor der Wahl versprochen: keine Neuverschuldung. Und ich bin ganz zufrieden, dass es gelungen ist, das Versprechen zu halten. Das ist nicht immer in der Politik üblich. Ich kann wirklich sagen: Unser Haus ist am Ende dieser Legislaturperiode gut bestellt.“^[1]

Als am Rande vermerkte Zusatzinformation verwies man darauf, dass die niedrigen Zinsen diese Entwicklung begünstigten.

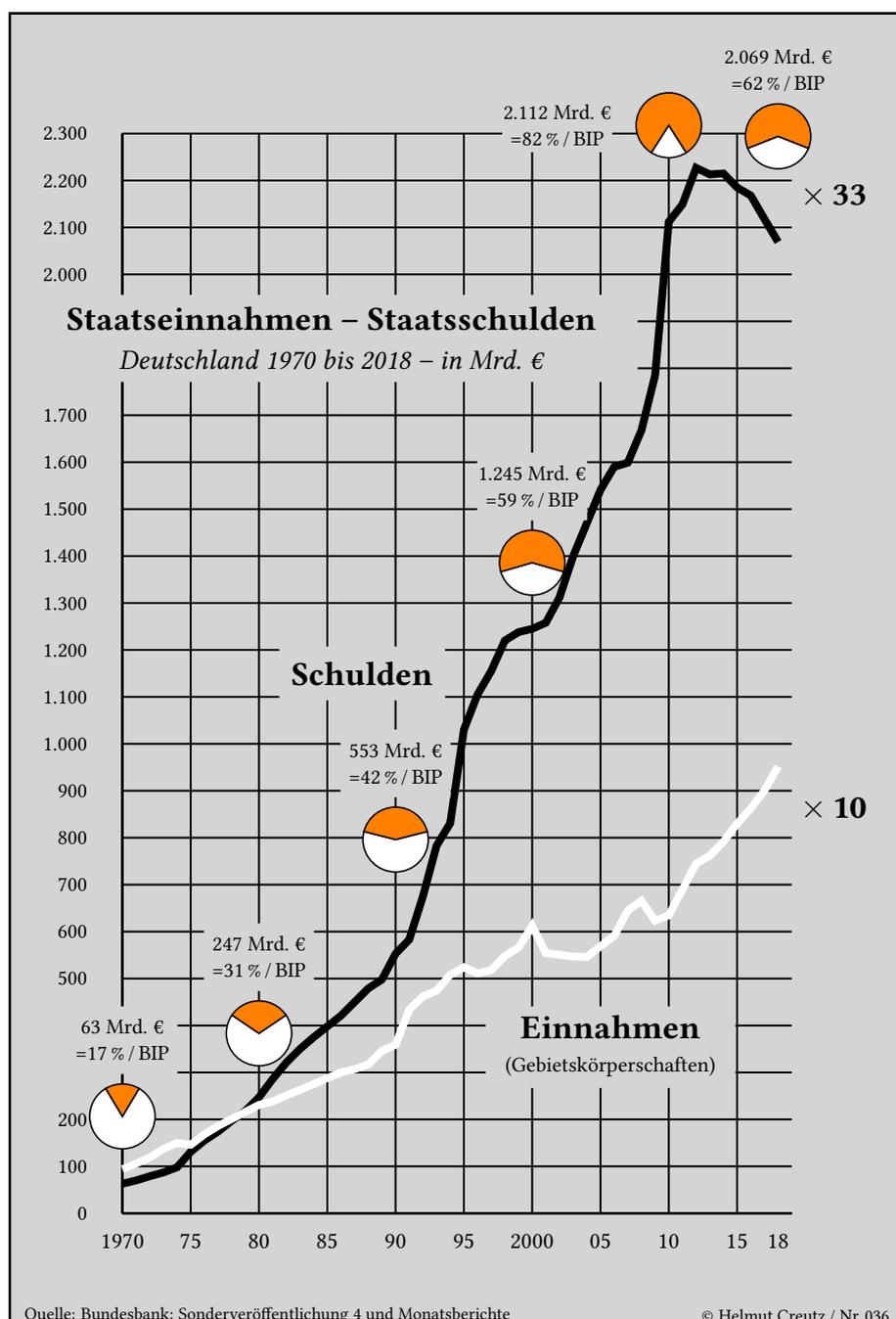
2019 schließt der Bundeshaushalt voraussichtlich mit einem rekordverdächtigen Überschuss ab. Im Hause des Bundesfinanzministers Olaf Scholz erkennt man die niedrigen Zinsen als gewichtigen Faktor an. Zitat aus einem Spiegel-Artikel: „Grund für den überraschenden Geldsegen ist vor allem das gesunkene Zinsniveau. Zuletzt habe der Bund für seine Altschulden nur noch rund 12 Milliarden Euro Zinsen zahlen müssen - viel weiter könne der Wert nicht mehr sinken, hieß es im Ministerium.“^[2] Aus Sicht freiwirtschaftlicher Reformkräfte zumindest ein kleiner Fingerzeig, welche positiven Auswirkungen niedrige Zinsen gesamtwirtschaftlich haben.

Auf dem Feld der Bodenpolitik erntet er aus gleichen Kreisen – und nicht nur aus

diesen - harsche Kritik. Der sogenannte „Scholz-Plan“ zur Reform der Grundsteuer hat zwar die parlamentarischen Hürden genommen, aber wird als sowohl ungeeignet als auch verfassungsrechtlich fragwürdig eingestuft. Während die freiwirtschaftlichen Bodenreformkräfte die von vielen namhaften Politikern und NGO's unterstützte Initiative „Grundsteuer Zeitgemäß!“ und ihr Bodenwertsteu-

ermodell als zukunftssträchtige Lösung fordern, bemüht sich das neue SPD-Führungsduo mit dem Vorschlag der „Bodenwertzuwachssteuer“. Ähnlicher Name, aber grundsätzlich anderer Entwurf.

Im Folgenden soll es jedoch darum gehen, wie entscheidend die niedrigen Zinsen auf die Entwicklung der öffentlichen Schulden gewirkt haben.



1 <https://hwlink.de/df-schwarzenull>

2 <https://hwlink.de/spiegel-haushalt-bund-2019>

Helmut Creutz hat den Zusammenhang zwischen der Zinsbelastung und der Verschuldung der öffentlichen Haushalte in mehreren Grafiken herausgearbeitet. In der *Darstellung 1* sieht man die Entwicklung von 1970 bis 2018. In den Kreisen ist jeweils die Staatsverschuldung und ihr jeweiliger Anteil an der Wirtschaftsleistung ausgedrückt. Man erkennt, dass die Schulden nach einem gewaltigen Anstieg von 1970 bis 2010 nun leicht sinken, und dass die Schulden sich bei steigender Wirtschaftsleistung aktuell auch weniger stark auswirken.^[3]

Interessant sind in diesem Zusammenhang die Einnahmen der öffentlichen Haushalte (Einnahmen aus Gebietskörperschaften bezeichnen die Einnahmen aus den drei Sektoren Bund, Länder und Gemeinden). Sie erfahren eine starke Steigerung. 2010 betragen sie noch ca. 635 Mrd. €, 2018 bereits ca. 952 Mrd. € – eine Steigerung von 50 Prozent! Die offenkundige Erklärung ist, dass es derzeit konjunkturell boomt und deshalb die Steuereinnahmen steigen. Zu dieser Erklärung muss ergänzend erwähnt werden, dass die niedrigen Zinsen auch diese Steigerung der Wirtschaftsleistung – wie auch den Überschuss im Bundeshaushalt - überhaupt erst ermöglicht haben!

Die Erklärung ist banal: Wer sich beim jetzigen Zinsniveau verschuldet und auf den Kredit keine oder geringe Zinsen bezahlen muss, hat bei gleichbleibenden Einnahmen wachsenden Investitionsspielraum aus eigener Kraft. Ehemals unrentable Ideen werden ökonomisch sinnvoll, weil es »sich rechnet«, auch nur ein oder zwei Prozent zu erwirtschaften statt sechs oder sieben. Hohe Zinsen bewirken das Gegenteil: Bei hohen Zinsen wagen weniger Menschen Investitionen. Hinzu kommt, dass Insolvenzen in Zeiten hoher Zinsen häufiger und auf die nicht mehr tragbare Kapitaldienstlast zurückführbar sind. Wer pleite ist zahlt auch keine Steuern mehr!

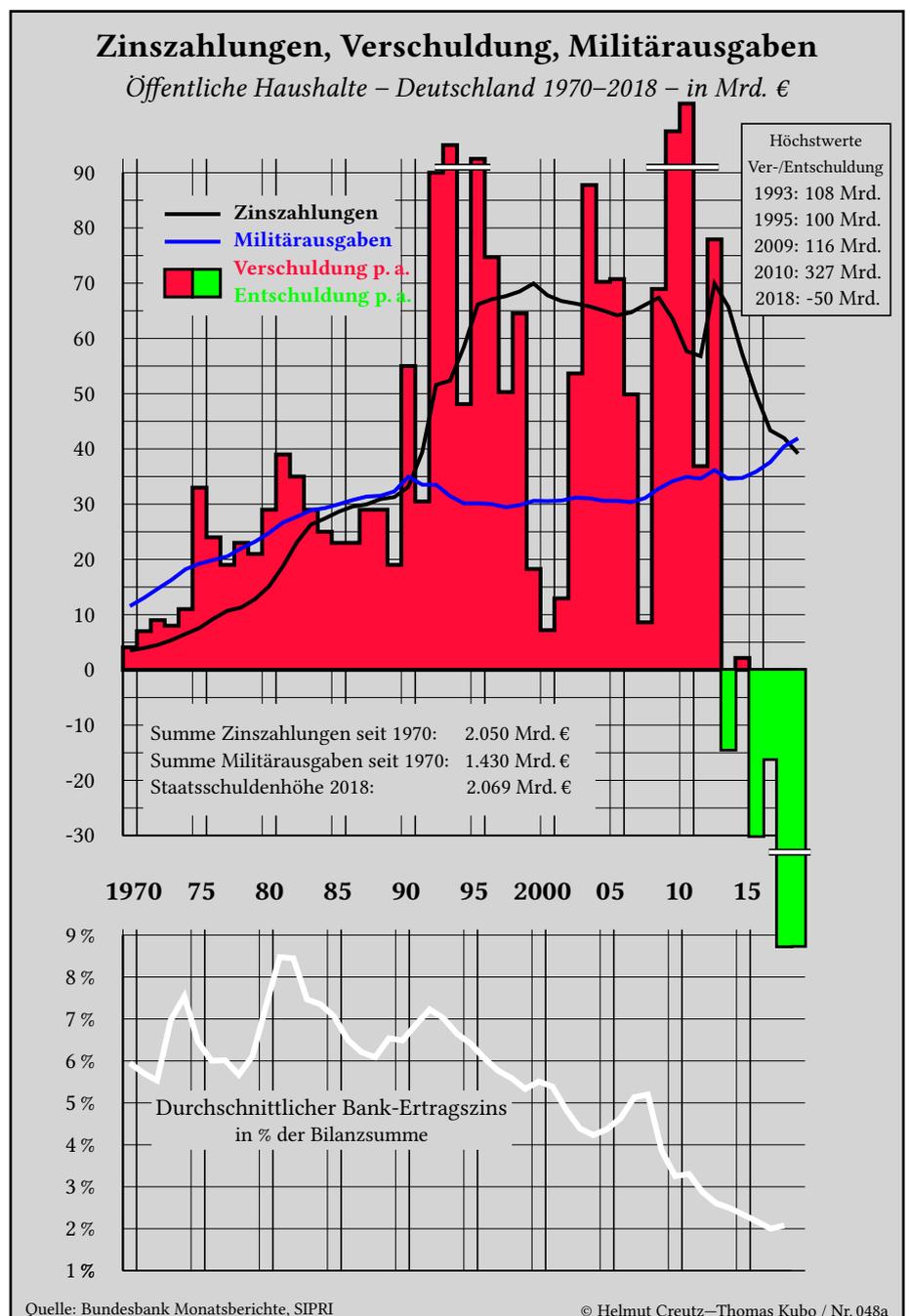
Wie kam es dazu, dass der Schuldenberg überhaupt auf solch eine Höhe angewachsen ist?

Auch hier ist die Erklärung naheliegend: Die öffentlichen Haushalte haben sich Jahr für Jahr höher verschuldet, als sie Einnahmen hatten. Die Zinshöhe in Zeiten steigender Staatsverschuldung war hoch.

Helmut Creutz hat die Rolle der Zinsen auch in diesem Bereich mit einer Grafik genauer beleuchtet. In der folgenden Darstellung 2 sind die Zinszahlungen und Neukreditaufnahmen seit 1970 Jahr für Jahr eingetragen. Creutz hat die Grafik allerdings nur bis 2012 verlängert. Diese Grafik enthielt nur Neuverschuldungen. Der nun rot eingefärbte Bereich markiert die Phasen, in denen die Verschuldung zunahm; der grüne

Bereich markiert die Phasen, in denen die Verschuldung abnahm.

Die Erkenntnis von Helmut Creutz: Addiert man die geleisteten Zinszahlungen über die Jahre auf, dann errechnet sich ein Betrag, der nah an der aktuellen Staatsschuldenshöhe liegt. Das bedeutet: Der Staat verschuldete sich Jahr für Jahr neu, um die Zinsen seiner Schulden bezahlen zu können. Dass die Neuverschuldung über die vielen Jahre nahezu komplett für Zinsen gebraucht wurde, bedeutet aber auch: sie diente keinen anderen staatlichen Aufgaben. Die von der Bundesbank in den 1990ern geprägte Formulierung von der »Selbstalimentation der



³ Wir nehmen das BIP in Ermangelung einer besseren Größe. Als technisches Detail sei angemerkt, dass die hier verwendete Staatsschuldenshöhe nach den Maastrichter Abgrenzungskriterien erfolgt.

Geldvermögen« lässt sich auch auf die Staatsschulden übertragen.^[4]

Zur Darstellung des Zusammenhangs zwischen Zinsen und Schulden sind unten in der Grafik noch die Bankzinserträge in Prozent der Bankbilanzsumme eingetragen.

Ein Einwand: Man könnte diese Rechnung für jeden anderen Ausgabenbereich machen, etwa für das Gesundheits-, Bildungs- oder Sozialsystem. Das Gegenargument: Bei diesen Bereichen steht der Ausgabe ein realer Wert gegenüber. Man kann sich trefflich darüber streiten, wie sinnvoll diese oder jene Ausgabe ist.^[5] Die ent-

4 Die Bundesbank prägte diesen Ausdruck, weil sie (1993) feststellte, dass die Neubildung von Geldvermögen zu 4/5 aus der Verzinsung der Bestände stammte und nicht aus dem Sparverhalten aus Leistungen.

5 Der Bund der Steuerzahler veröffentlicht auch jedes Jahr eine scharf aufgemachte Broschüre zu den katastrophalsten finanziellen Entscheidungen der politisch Verantwortlichen. »Hauseigene Kritik« stammt jedes Jahr erneut vom Bundesrechnungshof. Bedingungsloses Vertrauen in den Staat ist keineswegs angebracht.

scheidende Frage im Hinblick auf die Zinsen lautet aber: Wo ist der reale Gegenwert zum Schuldenberg aus geleisteten Zinszahlungen? Die Löhne von Angestellten des öffentlichen Dienstes vermehren sich nicht exponentiell. Stellt der Staat neue MitarbeiterInnen ein, entwickeln sich die Ausgaben linear.

In der Grafik sind die Militärausgaben zusätzlich als blaue Kurve eingetragen, denn diese sind inzwischen auf unheilvolle Weise mit der positiven Entwicklung der öffentlichen Haushalte verquickt. Sinkt die Belastung durch den Zins und steigen die Einnahmen, erhöht sich der Investitionsspielraum. Tatsächlich hat der Staat sein Investitionsvolumen erhöht. Also endlich mehr Geld für Bildung und Forschung, und höhere Löhne für Pflegekräfte? Leider nein, wenn man sich die Zahlen und Fakten ansieht. Den größten prozentualen Zuwachs erfährt in Zeiten niedriger Zinsen der Militärhaushalt. 2019 stieg er auf

43,2 Mrd. € von 38,5 Mrd. € im Jahre 2018.^[6] Eine Steigerung von 12 % in einem Jahr. Sollte die Politik mit dem 2 %-BIP-Militärausgaben-Ziel der NATO Ernst machen, wird diese Zahl noch weiter steigen.

Fazit: Die niedrigen Zinsen bilden sowohl den Hauptgrund dafür, dass die Schulden der öffentlichen Haushalte verringert als auch die Einnahmen gesteigert werden konnten. Dies ist grundsätzlich positiv zu beurteilen. Auf einem ganz anderen Blatt steht allerdings, dass die politisch Verantwortlichen den neuen Investitionsspielraum nicht in den Bereichen investieren, die gerade den größten Bedarf haben. Vor allem die Investitionen im Militärbereich bereiten größten Anlass zur Sorge.

6 Die hier zitierten Zahlen entspricht den Haushaltsausgaben des Bundes. Die Zahlen in der Grafik stammen aus der SIPRI-Datenbank und sind leicht höher, weil sie mehr Bereiche umfassen.

Bodenwertsteuer-Seminar

„Grundsteuer: Zeitgemäß!“ Ein bundesweiter Aufruf zur Grundsteuerreform

Im Frühjahr 2020 veranstaltet „Grundsteuer: Zeitgemäß!“ Seminare zur Grundsteuerreform und über die Möglichkeit zur Einführung einer Bodenwertsteuer auf Landesebene. Die Seminare sollen die Teilnehmer*innen über die Neuregelung der Grundsteuer auf Bundesebene und die Arbeit von „Grundsteuer: Zeitgemäß!“ informieren sowie Fachkenntnisse über die Bodenwertsteuer vermitteln und dazu befähigen, sich im eigenen Bundesland für diese Reformalternative politisch zu engagieren. Es richtet sich an alle, die landes- oder kommunalpolitisch interessiert oder engagiert sind und in ihrem Bundesland im Laufe von 2020/21 gemeinsam mit "Grundsteuer: Zeitgemäß!" eine echte Reform der Grundsteuer in Gang setzen und begleiten möchten.

Hintergrund

Im November 2019 wurde die Grundsteuerreform auf Bundesebene abge-

schlossen. Seitdem haben die Bundesländer die Möglichkeit, eigene Grundsteuermodelle einzuführen. Dies stellt das bundesweite Bündnis „Grundsteuer: Zeitgemäß!“ vor dieser Herausforderung nun primär in den Bundesländern aktiv werden zu müssen. Deshalb sollen die Unterstützer*innen in den Ländern befähigt werden, sich für die Reformalternative Bodenwertsteuer stark zu machen.

Inhalt

Die Seminare sollen etwa sechs Stunden dauern und folgende Themen behandeln:

- Warum eine Grundsteuerreform?
- Wie sehen die nächsten Schritte bei der Einführung der Neuregelung aus (Bund und Land)?
- Wie und an welchen Stellen kann ich aktiv werden?
- Argumentieren für eine Bodenwertsteuer auf Landesebene

Termine

Frankfurt	Sa. 08. Febr., 10 bis 16 Uhr
Berlin	Sa. 22. Febr., 10 bis 16 Uhr
Hamburg	Sa. 29. Febr., 10 bis 16 Uhr
Düsseldorf	Sa. 14. März, 10 bis 16 Uhr
München	Sa. 21. März, 10 bis 16 Uhr

Kosten und Anmeldung

Die Teilnahme an den Seminaren ist kostenlos. Etwaige Reise- und Übernachtungskosten sind von den Teilnehmer*innen selbst zu tragen.

Anmelden können Sie über eine formlose E-Mail an Phillip Heuer (s. u.). Dazu senden Sie einfach Ihren Namen und den Termin bzw. Ort der Veranstaltung. Wir bestätigen Ihre Teilnahme ebenfalls per E-Mail. Auch Fragen oder Anmerkungen gerne an uns einfach per E-Mail.

Hinweis: Sie sind eine Gruppe und keiner der Termine oder Orte sagt Ihnen zu und Sie wollen dennoch aktiv werden? Schreiben Sie an Philipp Heuer und fragen einen zusätzlichen Termin an!



Christoph Butterwegge – alle Fotos dieses Beitrages: Pat Christ.

Der Riss wird immer tiefer

Christoph Butterwegge analysiert die wachsende Ungleichheit in Deutschland

Pat Christ

Dieses Buch war seinerzeit ein bedeutendes Ereignis: 250.000 Exemplare von „Macht und Herrschaft in der Bundesrepublik“ konnten unter die Leute gebracht werden. Bestsellerautor Urs Jaeggi aus der Schweiz beschreibt darin 1973, wie ungleich die wirtschaftliche Macht in Deutschland verteilt ist. Seither hat sich die Problematik extrem verschärft. Was auch publiziert wird. Doch Bestseller sind diese Werke heute nicht mehr. Hat man sich daran gewöhnt, in einer dysfunktionalen, „zerzrissenen“ Republik zu leben?

Es scheint ein Prinzip zu geben, das man einfach nicht durchbrechen kann, und das dazu führt, dass Arme immer ärmer und Reiche immer reicher werden. In seinem am 20. November im Verlag Beltz Juventa erschienenen Buch „Die zerrissene Republik. Wirtschaftliche, soziale und politische Ungleichheit in Deutschland“ stellt Armutsforscher Christoph Butterwegge die Situation akribisch dar und macht sich auf Spurensuche nach den Ursachen. Er stößt dabei, zumindest am Rande, auch auf Theorien, die im Umfeld der Freiwirtschaft diskutiert werden. Bei seiner Analyse der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte zitiert Butterwegge zum Beispiel den Berliner Volkswirt Carl Föhl.

Föhl befasste sich im Auftrag des Bundeswirtschaftsministeriums mit dem Fragenkomplex, wer in Deutschland seit Kriegsende welche Vermö-

gen bilden konnte, wie das genau geschah und auf welche Weise sich Verteilung politisch beeinflussen lässt. 1964 erschien sein Gutachten. Darin kritisierte Föhl deutlich die aus der bestehenden Wirtschaftsordnung resultierende Vermögenskonzentration

während der 1950er Jahre. Die hohen Einkommen beständen „vorwiegend aus Gewinn- und Zinseinkommen“, so das Ergebnis seiner Untersuchung. Zwangsläufig falle „der weitaus größte Teil des jeweils neu geschaffenen Volksvermögens denjenigen zu, welche bereits besitzen“.



Während die Mächtigen an Macht gewinnen, werden die weniger Mächtigen immer machtloser.

Heute ist es nicht unüblich, dass der Chef eines Internetgiganten das X-fache des Bruttoinlandprodukts einer gesamten Nation besitzt. Amazon-Boss Jeff Bezos sowie Bill Gates kommen beispielsweise beide auf 110 Milliarden Dollar Vermögen – während das BIP des Staates Sierra Leone nicht einmal bei vier Milliarden Dollar liegt. Dass diese Vermögen „zwangsläufig“ weiterwachsen werden, ist auch Butterwegge klar: „Wer über ein großes Vermögen verfügt, kann Vermögensverwalter einsetzen und sein Geld zum Beispiel Blackrock geben.“ Das US-Finanzinstitut überwacht die Entwicklung von etwa 30.000 Investmentportfolios im Wert von etwa 15 Billionen Euro.

„Strukturen müssen sich ändern“



Butterwegges Buch gipfelt in der Forderung nach „tiefgreifenden Strukturveränderungen“. „Reichtum entsteht nicht trotz der Existenz von Armut, vielmehr gerade durch deren Erzeugung“, konstatiert er. Ein besonderer Dorn im Auge ist dem Forscher seit langem, dass der Spitzensteuersatz seit 1945 nahezu kontinuierlich abgesenkt wurde. Doch Butterwegge sieht gleichzeitig: „Eine Anhebung des Spitzensteuersatzes oder die Einführung einer Millionärssteuer reichen längst nicht mehr aus, um die Kluft zwischen Arm und Reich zu schließen.“

Weil die Mittelschicht mehr oder weniger brav und bieder ausführt, was das kapitalistische System befiehlt, ist es den Schlussfolgerungen des Armutsforschers zufolge noch immer nicht gelungen, tiefgreifende Strukturveränderungen durchzusetzen. Doch die Mittelschicht sieht er als einzige Kraft an, die konkret etwas verändern könnte. „Wer sehr reich ist, ist auch politisch einflussreich und wird dafür sorgen, dass Entscheidungen getroffen werden, die seinen Interessen entsprechen“, so der Professor. Die Armen wiederum hätten so viel mit ihrem täglichen Überlebenskampf zu tun, dass sie kaum politisch aktiv werden können: „Sie haben die Sorge, wie sie am 20. des Monats noch was Warmes auf den Tisch kriegen.“



Arme Menschen haben den Analysen von Christoph Butterwegge zufolge trotz ihrer wachsenden Anzahl kaum politischen Einfluss.

Mit welchen Problemen sich Arme in unserer Gesellschaft herumschlagen, legt Christoph Butterwegge in einem eigenen Kapitel seines Buchs dar. Arme werden nach seinen Analysen hierzulande dreifach ausgegrenzt. Zum einen ökonomisch: Häufig mangelt es ihnen an langlebigen Konsumgütern. Zum anderen sozial: Menschen, die Hartz IV beziehen, werden als „Drückeberger“ oder „Faulenzer“ diffamiert. Hinzu kommt die politische Ausgrenzung: „Ihr Einfluss auf politische Entscheidungen bleibt trotz ihrer wachsenden Anzahl begrenzt.“ Dies alles, so Christoph Butterwegge, gefährdet die Demokratie massiv.

Wachsender Niedriglohnsektor

Um das Problem der Spaltung anzugehen, muss laut Butterwegge auch darüber nachgedacht werden, wie Arbeit wieder so gestaltet werden kann, dass Menschen davon gut leben können. Die Deregulierung des Arbeitsmarkts, die Lockerung des Kündigungsschutzes, die Einführung prekärer Beschäftigungsverhältnisse sowie die Erleichterung von Honorar- und Werkverträgen haben dazu geführt, dass ein breiter Niedriglohnsektor entstehen konnte. „Niedrige Löhne wiederum sind gleichbedeutend mit hohen Gewinnen, auch dadurch wird die sozioökonomische Polarisierung vorangetrieben“, unterstreicht der Wissenschaftler.



Niedriglöhne treiben die soziale Spaltung voran.

Dass die Politik hier endlich intervenieren muss, sieht sogar Bundeskanzlerin Angela Merkel. „Die Tatsache, dass wir heute so viele Arbeitskräfte und eine so hohe Beschäftigungsrate haben, hat auch damit zu tun, dass wir jahrelang einen Niedriglohnbereich hatten“, erklärte sie in ihrer Rede am 12. November beim Deutschen Arbeitgebertag. Menschen, die 35 Jahre lang gearbeitet haben, stehen aus diesem Grund, was die Rente anbelangt, genauso da wie derjenige, der in seinem Leben keine einzige Stunde lang tätig war. Auch Merkel sieht darin ein großes „Gerechtigkeitsproblem“: „Und darauf müssen wir eine Antwort geben.“



Eine Millionärssteuer einzuführen, reicht laut Christoph Butterwegge nicht mehr aus, um die Kluft zwischen Arm und Reich zu schließen.

In den vergangenen Wochen konnte Butterwegge sein Buch zahlreiche Male vorstellen. Die Reaktionen seien „im Wesentlichen positiv“, sagt er. Viel Lob erntet der Autor vor allem für die Akribie, mit der er in knapp zweijähriger Arbeit den verschiedenen Facetten des Problems „Gerechtigkeit“ nachging. Butterwegge untersuchte ausführlich die deutsche Sozialstruktur und deren Entwicklung seit dem Jahr 1945, er zeigt Erscheinungsformen von Ungleichheit auf und geht Entstehungsursachen nach. In seinem letzten von sechs großen Kapiteln stellt er die Konturen und Perspektiven einer zerrissenen Republik dar.

„Optimist des Herzens“

Christoph Butterwegge ist jemand, der nicht so schnell aufgibt. Seit Jahren schreibt er Bücher, hält er Vorträge und diskutiert im Anschluss an Lesungen,

weil er nach wie vor die Hoffnung hat, dass die Menschen beginnen werden, sich zu wehren. Er sei ein „Optimist des Herzens, aber ein Pessimist des Verstandes“, äußert der Forscher häufig. Seine Analysen im Buch „Die zerrissene Republik“ werden von Rezensenten allerdings tendenziell als „dunkel“ bewertet. Nicht ganz zu Unrecht, meint Butterwegge selbst: „Wenn man sieht, wie stark ökonomisch Mächtige die Politik beeinflussen, kann man schon das Gefühl kriegen, es sei eine Sisyphusarbeit, soziale Gerechtigkeit herzustellen.“



Immer mehr und immer tiefere Risse ziehen sich nach Analysen von Soziologen durch unsere Gesellschaft.

Umso eindringlicher appelliert Butterwegge, wo immer er Menschen trifft, die sich für die Thematik interessieren, an die Solidarität und verweist auf die Möglichkeiten der Demokratie: „Man könnte die Macht der vielen gegen die Herrschaft der wenigen einsetzen.“ Dies geschehe bisher auch deshalb viel zu selten, da die „Hyperreichen“ über einflussreiche Medien verfügen. Ihm selbst wurde unlängst ein Artikelvorschlag abgelehnt, weil ein Mitglied der Chefredaktion einer deutschen Tageszeitung vermutete, dass das Thema der Verlegerfamilie missfallen könnte.



Die Ausweitung des Niedriglohnsektors führte dazu, dass immer mehr Menschen in Deutschland nicht mehr von ihrer Rente leben können.



Nur die Mittelschicht könnte nach Überzeugung von Christoph Butterwegge eine Befreiung aus den Zwängen des Kapitalismus durchsetzen.

„Wir haben das Problem, dass sich die Medienmacht genauso konzentriert wie die Kapitalmacht“, konstatiert der Wissenschaftler.

Besonders fatal ist für Butterwege die Kombination von Medienmachtkonzentration und immer prekäreren Bedingungen, unter denen junge Journalisten zu arbeiten gezwungen sind. Offen gelegt hat dies kürzlich Tobias Hausdorf in einem „Spiegel“-Essay. Hausdorf beschreibt dort die Ausbeutung journalistischer Praktikanten. Und kommt zu dem Schluss: „Journalisten werden meistens die gleichen Leute: Die, die es sich leisten können. Das ist nicht nur unfair, son-

dern auch fatal für die Demokratie. Weil Stimmen fehlen, weil Perspektiven und Lebenserfahrungen im öffentlichen Diskurs nicht auftauchen. Journalismus darf kein elitäres Projekt sein, sonst setzt sich soziale Ungleichheit fort.“

Wer Journalist wird



Journalisten aus reichem Haus werden ein vitales Interesse daran haben, das in die Medien zu bringen, was reichere Menschen bewegt. Im sozialen Bereich zu recherchieren, liegt ihnen eher fern. Butterwegge: „Auch wegen dieser Form sozialer Auslese ist es sehr schwer, Protest oder gar Widerstand gegen die bestehenden Verhältnisse zu organisieren.“

Dass Butterwegge in seinem Fachbuch lückenlos darzustellen versucht hat, wie sich die Ungleichheit seit 1945 entwickelte, macht sein Buch äußerst wertvoll. Wer sich mit der Problematik der Verteilungsgerechtigkeit befasst, findet

auf 400 Seiten eine Fülle von Zahlen und Fakten. Das Buch ist vor allem aber auch als Warnruf zu verstehen. Butterwegge: „Bei uns besitzen 45 Familien so viel wie die ärmere Hälfte der Bevölkerung. Das bedroht den gesellschaftlichen Zusammenhalt, ohne dass die etablierten Parteien gegensteuern.“



Zur Autorin Pat Christ



Pat Christ, Jrg. 1970, Magister in Kulturgeschichte an der Uni Würzburg, seit 1990 als freischaffende Foto- und Textjournalistin tätig.

Schwerpunkte:

Berichterstattung aus Kultur, Bildung, Wirtschaftsethik und Wissenschaft. Zeitschriften und Magazine: Main-Echo, Bayerische Gemeindezeitung, Kulturmagazin Leporello, Stadtmagazin „Der Kessener“.



Gero Jenner: „Schöpferische Vernunft • Eine Philosophie der Freiheit (William James gewidmet)“

Independently published – 17. Juli 2019; Paperback; 268 Seiten; € 19,09 (Print) ISBN 978-1-08106-245-2
E-Book (Kindle-Version); 1261 KB; € 7,14 (Download) ASIN B07VDD8JLK

„Ein verbreitetes Vorurteil besagt, aller Saft sei aus

der Diskussion über den freien Willen längst ausgepresst, so dass man heute allenfalls abgestandene Argumente wiederholen könne... Doch das ist ein grelles Fehlurteil... Ich kenne keinen Ge-

genstand, der größere Möglichkeiten zu neuem Denken bietet“ (William James).

Dieses Buch versucht, das uralte Problem der Freiheit auf eine ganz neue Art zu beleuchten, indem es die „Schöpferische Vernunft“ in den Mittelpunkt stellt.

Als Taschenbuch

<https://amazon.de/dp/1081062452/>

oder E-Book zu beziehen

<https://amazon.de/dp/B07VDD8JLK/>



Gero Jenner: „Ecological Consumption Tax – An (almost) perfect Tax System • Ökologische Verbrauchssteuer – ein (fast) perfektes Steuersystem“; als Print nur in Englisch;

Independently published – 16. August 2019; Paperback; 119 Seiten; € 9,63 (Print) ISBN 978-1-68675-247-6
E-Book (Kindle-Version); 140 KB; € 4,50 (Download) ASIN B07WH3LSFB

Steuern sind unbeliebt, weil sich die Bürger dabei als Opfer des Staates fühlen. Zu Unrecht, denn nur ein gut ausgelegtes Steuersystem kann die ökologische Verwüstung der Erde beenden, ohne zugleich eine Marktwirtschaft zu gefährden, die sich als so großer Erfolg bei der Vermehrung des

Wohlstands erwiesen hat. Es ist heute unerlässlich, die Arbeitsbelastung zu minimieren und stattdessen die Steuern auf knappe und ökologisch bedenkliche Stoffe zu erhöhen. Dieses Buch versucht zu zeigen, wie dies im digitalen Zeitalter mit minimalem Verwaltungsaufwand auf überraschend einfache Weise möglich ist.

Als Taschenbuch (Englisch)

<https://amazon.de/dp/1686752474/>

oder E-Book (Deutsch) zu beziehen

<https://amazon.de/dp/B07WH3LSFB/>



Der heilige Martin und der Bettler, El Greco (um 1597–1599) - gemeinfrei
Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Martinstag#>

Der unheilige Martin –

Christliche Moraltheologie und Kapitalismus

Gero Jenner

bedingungsloses Grundeinkommen gewährt, vielmehr hätte er die Armen aufgefordert, sich selbst zu helfen, indem sie Mäntel in einer Werkstatt nicht nur für sich selbst produzieren, sondern obendrein noch für viele andere Menschen – ein typischer Fall von kapitalistischer Reichtumsvermehrung!

Wir wissen, welche Leute die These Rhonheimers beklatschen,

nämlich die Reichen und Mächtigen. Sie werden dem Moraltheologen Dank dafür wissen, dass er ihnen einen Abglanz von St. Martins Heiligenschein verschafft. Wir wissen natürlich genauso, welche Leute seine These verdammen, nämlich die Armen und Ohnmächtigen. Zweitausend Jahre lang stand die Kirche – nicht nur, aber doch vor allem – auf Seiten der Mächtigen. Dagegen hat das Gründungsdokument der Kirche, die evangelische Botschaft Jesu Christi, und in deren Gefolgschaft eben auch Papst Franziskus eindeutig Stellung für die Ohnmächtigen bezogen. Das tut übrigens auch Carina Kerschbaumer, die Rezensentin der Kleinen Zeitung, eines österreichischen Regionalblatts, die den Theologen schlicht des Zynismus bezichtigt.

Wer hat Recht in dieser Auseinandersetzung,

die so alt ist wie der Kapitalismus selbst, aber die Geister immer wieder von Neuem bewegt und gegeneinander stellt? Tatsache ist, dass die Gegner und Befürworter dieser These sich in der Regel unversöhnlich bekämpfen. Ich selbst hatte Herrn Rhonheimer dazu gratuliert, dass er es wagt, eine so unpopuläre These öffentlich zu vertreten, hatte aber gleichzeitig darauf bestanden, dass sie sehr gewichtigen Einschränkungen unterliegt. „Gewichtige Einschränkungen“? schrieb Herr Rhonheimer zurück. „Was meinen Sie damit?“ Offenbar ist der Theologe vorbehaltlos auf den Kapitalismus eingeschworen.

Mit dem Strom schwimmen Opportunisten, gegen ihn schwimmen mutige Außenseiter. Eine solche Rolle hat der katholische Moraltheologe Martin Rhonheimer, seines Zeichens Ethikprofessor an der Päpstlichen Universität Rom, übernommen. Während das Oberhaupt seiner Kirche, Papst Franziskus, vom Kapitalismus sagt: „Diese Wirtschaft tötet“, behauptet Rhonheimer das genaue Gegenteil: Die kapitalistische Wirtschaft schaffe Wohlstand.

Seiner Meinung nach habe der heilige Martin keineswegs richtig gehandelt, als er seinen Mantel teilte. **Stattdessen hätte er besser daran getan, eine Mantelfabrik zu gründen.**

Der Gedanke lässt noch weitere Folgerungen offen. Wäre der Heilige zum Beispiel ein vermögender Mann gewesen, dann hätte er nicht etwa hundert Mäntel an hundert Leute verteilt, geschweige denn, ihnen ein

I) Zählen wir zunächst die fünf Argumente auf, die für Rhonheimers



Verteidigung des Kapitalismus sprechen. Es sind dies 1) das historische, 2) das faktische, 3) das kontradiktorische, 4) das demographische und 5) das logische Argument.

1. Das historische Argument:

Die industrielle Revolution „hat die äußeren Zwänge der Daseinserhaltung, wie sie für die agrarische Lebensweise bestanden, überwunden und aufgehoben... Indem sie menschliche Sklaverei durch fühllose Maschinensklaven ersetzte, erlöste sie die unteren 90 Prozent innerhalb kürzester Zeit aus ihrer Abhängigkeit und machte sie erst de jure zu gleichwertigen Menschen und schließlich de facto. Das ist – trotz allen Schatten, die sich jedem Menschen zumindest in der westlichen Welt aufdrängen, wenn von industrieller Revolution und Kapitalismus die Rede ist – die unbestreitbare historische Leistung dieser großen geschichtlichen Wende.“^[1]

2. Das faktische Argument

Es lässt sich besonders gut am kometengleichen Aufstieg Chinas illustrieren. Dieser ist einerseits das Ergebnis des besonderen Fleißes seiner Bevölkerung. Diesen Fleiß hatte es allerdings immer schon gegeben, ohne dass er zu spektakulären Ergebnissen führte. Erst profitsüchtige Kapitalisten haben mit dem Segen von Deng Xiaoping den westlichen Kapitalismus und kapitalistische Investitionen eingeführt und den Fleiß der Chinesen dadurch in Richtung von Wachstum und sprunghaft zunehmendem Reichtum gelenkt.

„Mit strategischer Beharrlichkeit haben die Chinesen einen Pfad beschritten, der zunächst überaus harte Opfer von ihnen verlangte, denn er lief im Wesentlichen darauf hinaus, dass man die Drecksarbeit der industriellen Produktion aus den Staaten des Westens ins eigene Land übernahm, und zwar ohne dabei auf Mensch und Natur Rücksicht zu nehmen. Das hätte die Produktion verteuert und den Aufstieg entsprechend verzögert. Westliche Investoren kamen ja nicht aus Menschenliebe, son-

dern auf der Suche nach möglichst hohem Profit. Zu minimalen Kosten ließen sie in China zunächst jene Waren erzeugen, die sie dann mit sattem Gewinn in ihren Heimatländern verkauften; erst später, als die chinesische Bevölkerung selbst bereits über ein Mindestmaß an Kaufkraft verfügte, ging es ihnen auch um den dortigen Markt – aber man sollte es nochmals ganz deutlich sagen: Irgendwelche Sympathie mit den leidenden Massen oder die Absicht, das Land zu entwickeln, hat westliche Kapitalisten niemals ins Land gezogen. Dadurch bestätigen sie das berühmte Verdikt von Adam Smith, wonach wir weniger vom Wohlwollen eines Wirtschaftssubjekts zu erwarten haben als von dessen wohlverstandenen Interesse... Es stimmt, dass China bisher nur in den Küstenregionen und in wenigen Knotenpunkten des Hinterlands denselben materiellen Lebensstandard wie die Länder des Westens erreicht. Aber angesichts eines Wachstums von über sechs Prozent schreitet die Vermehrung des nationalen Reichtums in Riesenschritten voran; es ist nur eine Frage der Zeit, bis China die Staaten des Westens, allen voran die USA, überholt haben wird, denn Letztere verschulden sich mit jedem Jahr mehr – sie werden ärmer –, während China zu ihrem wichtigsten Gläubiger aufrückte und mit jedem Jahr reicher wird.“^[2]

3. Das kontradiktorische Argument (Versagen der Entwicklungshilfe)

Keine Entwicklungshilfe (die man kommunistischen Ländern ja ohnehin nicht gewährte) hätte das unter Mao noch völlig unterentwickelte China in wenigen Jahren so schnell zu einer Supermacht aufrücken lassen wie profitsüchtige kapitalistische Investoren. Im Eiltempo und unter Einsatz gewaltiger Mengen an Kapital haben diese zunächst in Shenzhen und bald auch an der ganzen chinesischen Pazifikküste ihre Produktionsstätten (für Mäntel und vieles andere mehr) erbaut. Entwicklungshilfe – also staatlich gefördertes Teilen – hat überall auf der Welt bestenfalls marginale, oft aber auch gar keine Resultate hervorgebracht, während die schon von Adam Smith als mächtiger Antrieb beschriebene Gewinnsucht, die anderen dazu verhilft, sich selbst zu helfen, Milliarden von Menschen innerhalb von nur zwei Jahrhunderten zu einem

in der ganzen Geschichte einzigartigen Reichtum verhalf.

4. Das demographische Argument

„Bis zur industriellen Revolution hat Wettbewerb in sämtlichen alten Großkulturen, wenn überhaupt nur eine marginale Rolle gespielt. In Indien, China, Mittelamerika und den führenden Staaten Europas waren an die neunzig Prozent der Bevölkerung dazu verdammt, als geknechtete Nahrungslieferanten für die oberen zehn Prozent zu dienen. Sie waren Bauern von der Wiege bis zur Bahre, weil es keinen Wettbewerb gab, der ihnen ermöglicht hätte, ihre Fähigkeiten unter Beweis zu stellen und aus ihrer dienenden Stellung aufzusteigen. Nicht Wettbewerb entschied darüber, welche Privilegien ein Mensch bis zu seinem Tode genießen oder welches erbärmliche Los er bis dahin erdulden musste, sondern ausschließlich seine Geburt. Für neunzig Prozent der Bevölkerung lief das auf eine Fron mit dem Urteil: ‚lebenslanglich‘ hinaus.

So sah die Gesellschaft aus, bevor der kapitalistische Wettbewerb in ihr aufkommen durfte. Man vergesse nicht: Zwischen den unteren neunzig Prozent und den Herren war er ohnehin so gut wie ausgeschlossen. In der Regel starb jeder in derselben niedrigen Stellung, in die er geboren wurde. Doch auch der Wettbewerb unter Gleichen war für die fronende Mehrheit so gut wie ausgeschlossen, weil er ihr in der Regel nur Schaden brachte. Es lohnte sich ja nicht, besser als der Nachbar zu sein. Gelang es einem tüchtigen Landwirt aufgrund technisch überlegener Methoden oder vermehrter Arbeit mehr zu produzieren als seine Nachbarn, dann wurden die Steuereintreiber sofort auf ihn aufmerksam, und es fielen dann im nächsten Jahr nur umso höhere Abgaben an (mindestens zehn Prozent für die weltlichen und noch einmal zehn Prozent für die geistlichen Herren).

Aus diesem und keinem anderen Grund – sicher nicht aus einem Mangel an Neugier und Intelligenz – pflegte die Landbevölkerung erzkonservativ zu sein. Jede Neuerung war ihr verdächtig, weil sie für jeden Mehrertrag in der Regel mit höheren Steuern zu büßen hatte. Das war die unbarmherzige Realität für die Bevölkerungsmehrheit, solange es keinen Wettbewerb gab. **Freiheit von Wettbewerb war kein Glück, sondern darin lag im Gegen-**

1 Zitiert aus: „Auf der Suche nach Sinn und Ziel der Geschichte: Das Schicksal der Menschheit im 21. Jahrhundert“, Gero Jenner

2 Zitiert aus: Gero Jenner, „Frieden, Krieg und Klimawandel.“

teil der eigentliche Grund für ihr Unglück. Und was für ein Unglück! In der Mehrzahl aller Staaten (vor allem in den bevölkerungsreichsten Kulturen) wurden die Nahrungslieferanten – eben jene überwältigende Mehrheit – von der weltlichen und geistlichen Macht so sehr ausgequetscht, dass ihnen in aller Regel nur das Minimum für das eigene Überleben blieb. Bauernaufstände – das gerade Gegenteil einer aufwettbewerbsfreier Harmonie begründeten Gesellschaft – waren in allen Großstaaten endemisch, doch selbst diese Aufstände nützten den Bauern nichts oder wenig. Noch zu Zeiten Luthers – und mit seinem Segen! – wurden sie mit hemmungsloser Brutalität von den oberen zehn Prozent unterdrückt oder blutig niedergeschlagen.

Erst im 18ten Jahrhundert begann sich die Welt für die bis dahin in allen großen Staaten geknechtete Mehrheit allmählich zu verbessern. Zwar nicht sofort – die erste Phase der Industrialisierung pflegte gegen die Ärmsten im Gegenteil sogar noch brutaler zu sein als ihre vorherige Existenz (hier ist Marx unbedingt Recht zu geben). Doch war dies ein vorübergehendes Übel. Denn mit industrieller Revolution und Kapitalismus kam auch der institutionalisierte Wettbewerb – beide zusammen haben die Massen aus ihrer unverschuldeten Unmündigkeit erlöst. Heute reicht ein Bevölkerungsanteil von drei Prozent, um in den entwickelten Staaten der Erde die Nahrung für die übrigen siebenundneunzig Prozent zu erzeugen. Und selbst diese drei Prozent genießen die freie Berufswahl: Sie sind nicht von Geburt aus dazu verdammt, diesen und keinen anderen Beruf auszuüben. So wurde das bisherige Modell der Geschichte innerhalb von zwei Jahrhunderten durch den Kapitalismus vom Kopf auf die Füße gestellt.“^[3]

Jetzt konnten immer größere Bevölkerungsteile die eigene Initiative und Intelligenz für sich selbst und das Gemeinwohl nutzbar machen. Industrielle Revolution und Kapitalismus übten daher eine geradezu explosive Wirkung aus – einzigartig in der gesamten bisherigen Geschichte.

5. Das logische Argument

Der Wettbewerb – und nicht sein Gegenteil, nämlich seine Unterdrückung

in sämtlichen großen Agrarkulturen – hat jene soziale Vision ermöglicht, die den Aufklärern im 18ten Jahrhundert vor Augen stand: eine Gesellschaft, wo nicht das Privileg, sondern einzig die persönliche Fähigkeit zählt. Warum hat diese Vision sich bis heute nicht oder jedenfalls nur sehr unvollkommen verwirklicht?

Daran war „nicht Wettbewerb schuld, sondern die Unfähigkeit, ihn zu bändigen, damit er wirklich allen zugutekommt. Denn der Sieg der Stärkeren, Intelligenteren, Einsatzbereiteren bildet ja an sich keine Gefahr. Da sich Intelligenz und Können in jeder Generation auf andere Köpfe verteilen, hat nur Wettbewerb das Potenzial, die Bildung von sozialen Klassen ganz zu verhindern – also eine wahrhaft klassenlose Gesellschaft hervorzubringen. Individueller Reichtum führt nur dann zwangsläufig zur Bildung sozialer Klassen, wenn er durch Geburt und eben nicht durch die Auslese der Besten erworben wird. Daher bringt nicht der Wettbewerb, sondern allein seine Aufhebung und Beeinträchtigung dauerhafte soziale Ungleichheiten hervor.“^[4]

Solange wirklich nur die eigene Leistung zählt, werden Reichtum und soziale Wertschätzung permanent an jeweils andere Individuen vergeben.

Fazit:

In jeder Wirtschaft werden Menschen getötet, vergleichen wir aber die letzten zweihundert Jahre mit den zehntausend seit der neolithischen Revolution, so ist Papst Franziskus eindeutig im Unrecht, während wir Rhonheimer Recht geben müssen. Die industrielle Revolution, die den Kapitalismus und die Nutzung fossiler Ressourcen ermöglichte, hat nicht nur die Zahl der Menschen in zweihundert Jahren mehr als versiebenfacht (von ca. einer Milliarde im Jahr 1800 auf etwa sieben zweihundert Jahre später), sondern den meisten Bewohnern auch noch ein längeres und materiell weit besseres Leben ermöglicht. Während der vergangenen fünfzig Jahre kamen Hungersnöte nur ausnahmsweise vor. Bis ins 18. Jahrhundert haben sie überall auf der Welt regelmäßig ganze Bevölkerungen niedergemäht.

II) Was spricht gegen die These des Moralthologen, wonach der Kapitalismus im Heiligenschein von Sankt Martin glänzt?

Es sind im Wesentlichen vier Argumente: 1) zunehmende Ungleichheit, 2) Sozialabbau bei fehlendem Wachstum, 3) der unabwendbare ökologische Kollaps durch einen ungezügelten Kapitalismus und 4) das Wettrennen der Nationen, welches beides beschwört: den ökologischen Kollaps und die Selbstauslöschung des Homo sapiens

1. Das Argument zunehmender Ungleichheit

„Die kurzfristigen Erfolge des Wettbewerbs sind fast immer segensreich. Erst in langfristiger Perspektive zeigt sich, dass ohne den regulierenden Eingriff des Staats die Vermögen sich mit mathematischer Zwangsläufigkeit immer mehr konzentrieren, bis schließlich mit dem einen Prozent der Superreichen an der Spitze einer Gesellschaft aus einer Herrschaft des Volks (Demokratie) eine solche des Reichtums (Plutokratie) geworden ist. Gerade in einer altehrwürdigen Demokratie wie der amerikanischen ist der Prozess der Re-feudalisierung bereits sehr weit vorgeschritten. Kein Wunder, dass die Vereinigten Staaten sich einen Präsidenten gefallen lassen, der die größte Ähnlichkeit mit einem Soldatenkaiser des imperialen Rom aufweist.“^[5]

Laut Thomas Piketty bezieht das oberste Prozent der Amerikaner 20 % aller Einkommen.^[6] Bei der Verteilung der Vermögen ist die Ungleichheit jedoch sehr viel größer, weil die überschüssigen Einkommen sich über die Jahre als Vermögen kumulieren.

2. Das Argument vom Sozialabbau bei fehlendem Wachstum

Solange es Wachstum gibt, profitiert in der Regel die ganze Bevölkerung – wenn auch in unterschiedlichem Maße. Gibt es kein Wachstum, dann können die Reichen ihren Reichtum *nur noch auf Kosten der Armen und Ärmeren vermehren*. Durch Umverteilung von unten nach oben wird Reichtum dann bei der Bevölkerungsmehrheit abgebaut.

⁵ Zitiert aus Gero Jenner, „Homo IN-sapiens“

⁶ <https://hwlink.de/sdz-einkomvert>

³ Zitiert aus Gero Jenner, „Homo IN-sapiens“

⁴ Zitiert aus Gero Jenner, „Homo IN-sapiens“

„In aufstrebenden Staaten wie China und Indien wird diese Gefahr am wenigsten wahrgenommen, weil die Mehrheit sich gerade aus ihrer unverschuldeten Unmündigkeit befreit. Da fällt es kaum auf, dass auch die Zahl der Milliardäre beständig im Steigen ist. Dafür werden die alten Industrienationen umso stärker durch die Konzentration der Vermögen geschädigt. Die relativ Armen können ihren Wohlstand nun kaum mehr vermehren, sondern beginnen ihn im Gegenteil zu verlieren – nämlich relativ zur reichen Spitze der oberen Zehntausend. Daher der immer lautere Protest gegen den neoliberalen Kapitalismus, der schließlich nur noch eine Minderheit reicher macht.“^[7]

„Mit dieser unheilvollen Entwicklung, die regelmäßig die schon errungenen Erfolge wieder zuschanden macht, sollten sich die soziale Theorie und die Reformer beschäftigen – nicht mit den wilden Träumen eines Karl Marx von einer klassenlosen Gesellschaft, die ohne Wettbewerb in ewiger Harmonie existiert. Diese Utopie widerstreitet aller historischen Evidenz.“^[8]

(Das Argument der Arbeitsvernichtung durch technologischen Fortschritt mag hier unberücksichtigt bleiben, weil es meines Erachtens keine eindeutigen Schlüsse erlaubt).

3. Das ökologische Argument

„Den Staaten des Westens haben mehr als zwei Jahrhunderte Wachstum einen historisch einzigartig hohen Lebensstandard beschert. Inzwischen erfüllt Wachstum bereits den fragwürdigen Zweck, die Bevölkerung zu einem Konsum des Überflüssigen zu verleiten. Auch davon profitieren die Investoren, aber ebenso auch die arbeitenden Menschen in Büros und Fabriken. Je mehr neue Produkte auf den Markt gelangen und alte zugleich auf den Müll, umso eher kann ein Staat mit einer maximalen Beschäftigung seiner Menschen und einem hohen Profit neuer Investitionen rechnen. In der ‚Wegwerfge-

7 Größtes Misstrauen ist gegenüber dem üblicherweise verwendeten Messinstrument für soziale Ungleichheit angebracht. Der Gini-Koeffizient misst die Verteilung von Vermögen oder Einkommen unabhängig von der Art ihres Erwerbs. Eine Gesellschaft mit völliger Gleichheit aller Einkommen, in der die Hälfte der Bürger diese aus Zinsen oder Dividenden (d. h. dem Schweiß anderer Menschen bezieht), ist aber eine wesentlich andere als eine, in der alle Einkommen oder Vermögen aus eigener Arbeit entstehen. Dieser wesentliche Unterschied wird vom Gini-Koeffizienten völlig verdeckt.

8 Zitiert aus Gero Jenner, „Homo IN-sapiens“

sellschaft‘ wird andauerndes Wachstum längst nicht mehr durch echte Bedürfnisse genährt, sondern durch die Forderung nach Vollbeschäftigung und Profit.

Wachstum hat jedoch nur so lange einen Sinn, wie es dem Leben des Menschen dient, ohne seinen Lebensraum zu zerstören. Der Sinn allen Wachstums geht völlig verloren, wenn dieses den Globus mehr und mehr schädigt, sei es durch den Klimawandel, die Überlastung der Böden, das Leerfischen der Meere, die Vernichtung der Arten oder die Verstrahlung durch die nuklearen Abfälle von Atomkraftwerken.^[9] **Selbstverständlich ist Wachstum kein Wert an sich.**^[10]

4. Das Wettrennen der Nationen

Es gehört zu den Grundeinsichten der Medizin wie der Philosophie, dass ein Stoff, eine Medizin, eine soziale Praxis, wenn man sie in Maßen genießt, segensreiche im Übermaß dagegen tödliche Wirkungen erzielen können. Das gilt in besonderem Maße für den kapitalistischen Wettbewerb. „Wettbewerb... ist gebändigter Kampf, der nur dann ertragen wird, wenn es Refugien wie die Familie, Partnerschaften, Freundschaften gibt – kurz Gemeinschaften des bedingungslosen Vertrauens -, in denen man sich von ihm zu erholen vermag. Wir sahen, dass der Wettbewerb jene Kraft war, welche die unteren neunzig Prozent aus ihrer Abhängigkeit erlöste – insofern war er der mächtigste Antrieb der Moderne. Doch wurde er nur dadurch erträglich, dass die Familie den täglichen Rückzug in eine Gemeinschaft erlaubte, wo es eben gerade keinen Wettkampf geben durfte, weil jeder den anderen gibt, was er zu geben vermag – ungeachtet seiner jeweiligen Fähigkeiten.“

Im Wettbewerb dagegen zählen allein die objektiv messbaren Fähigkeiten. An

9 Der amerikanische Journalist Robert Gerwin hatte bereits 1959 folgende Rechnung aufgestellt: „Würde der gesamte Energiebedarf der USA durch Atomkraftwerke gedeckt, dann würde wöchentlich so viel Radioaktivität entstehen, wie 4500 Atombomben erzeugen. ... Bei dem großen Aufwand, der heute bei der Beseitigung von nur einigen Kilogramm radioaktiver Spaltprodukte erforderlich ist, kann man sich kaum vorstellen, wie unsere Enkel und Urenkel mit diesen gewaltigen Mengen fertig werden...“ Zumal Gerhart Baum, einstiger Bundesinnenminister, zu bedenken gab, dass „eine Plutoniumkugel in der Größe einer Pampelmuse genügen /würde/, um alle heute auf der Erde lebenden Menschen zu töten.“ Zit. aus Radkau (2017), S. 210, 256.

10 Zitiert aus Gero Jenner: „Auf der Suche nach Sinn und Ziel der Geschichte: Das Schicksal der Menschheit im 21. Jahrhundert“

ihnen wird der Wert eines Menschen auf der sozialen Skala bestimmt, und zwar möglichst in Geldeinheiten (he is worth so many dollars). Diese permanente Bewertung jedes einzelnen Bürgers nach seinem jeweiligen ‚Output‘ wird inzwischen als durchaus normal betrachtet. Schriftsteller und Musiker werden nach der Menge ihrer Eintragungen in der Google-Suchmaschine bewertet, Wissenschaftler danach, wie oft ihre Peers sie zitieren, Spitzenkräfte danach, ob das Nobelpreiskomitee in Stockholm sie kürt, Superreiche danach, welchen Rang sie auf der Liste von Forbes einnehmen. Mittlerweile wird auch schon jeder Angestellte eines Konzerns lebenslänglich in internen Bewertungslisten gereiht... Wir leben in einer Gesellschaft des generalisierten Wettbewerbs, dessen ideales Ziel letztlich darin besteht, den Wert jedes Individuums im Verhältnis zu allen anderen in einer einzigen Zahl zu komprimieren, so als wären menschlicher Wert und Würde eine messbare materielle Substanz!“^[11]

Dieser generalisierte Wettbewerb, der auch auf die bisherigen Refugien wie Familie, Freund- und Partnerschaften übergriff und sie weitgehend zerstörte, ist verantwortlich „für die seelische Not, das allgemeine Unbehagen an der modernen Zivilisation.“^[12] Er ist verantwortlich für einen Hass, der sich in den alten Industrienationen – im Gegensatz zu aufstrebenden Ländern wie China und Indien – gegen Kapitalismus, Neoliberalismus etc. richtet.

Und zwar inzwischen durchaus zu Recht, denn der außer Rand und Band geratene kapitalistische Wettbewerb ist zu einer globalen Bedrohung für Mensch und Natur geworden.

Jeder Staat ist heute bemüht, im Hinblick auf materielle und militärische Macht nicht hinter den anderen zurückzubleiben, sondern im Wettrennen der Nationen möglichst weit an die Spitze zu gelangen. „Dieses Wettrennen der Menschheit gegen sich selbst vereitelt alle Versuche, das Leben unserer Spezies auf den Pfad der Nachhaltigkeit zu lenken. Denn jeder Staat, der damit beginnt, riskiert eine hoffnungslose Unterlegenheit gegenüber allen anderen Staaten, solange diese seinem Beispiel nicht folgen.“

11 a.a.O.

12 a.a.O.

Kein Staat aber wird ihm folgen, wenn er im Gegenteil aus der Verweigerung solchen Verhaltens für sich selbst besonderen Nutzen zieht.

Im Verhältnis der Staaten herrscht hier ganz dasselbe Gesetz wie im Verhältnis der Individuen. Wir alle mögen noch so sehr überzeugt sein, dass der weltweit wachsende Flugverkehr den ökologischen Fußabdruck mit der Zeit ins Unerträgliche steigern wird. Diese Überzeugung führt allenfalls bei einigen Idealisten zu einem Verzicht. Die Mehrheit aber hält sich nicht an ihr Beispiel. Solange nicht alle auf diese bequeme Art des Transports verzichten, muss jeder sich als der Dumme betrachten, der seinerseits diesen Schritt vollzieht – und dabei erleben muss, dass sich an der gesamten Situation durch sein eigenes Verhalten nicht das Geringste ändert.“^[13]

„Solange das seit einem dreiviertel Jahrhundert den Globus beherrschende Wettrennen der Nationen weiter besteht, gibt es nicht die geringste Hoffnung, dass die Menschheit aus den beiden Karussells ausbrechen wird: der Naturzerstörung und dem nuklearen Endzeitrüsten. Jeder Pionier, der mit gutem Beispiel vorangeht, würde im Verhältnis zu allen anderen der Dumme sein, der sich selbst aufopfert – aus dem guten würde augenblicklich das schlechteste Beispiel werden.

Die ominöse Sackgasse, in welche die Menschheit sich hineinmanövrierte, lässt sich noch drastischer beschreiben. Solange die Welt aus einzelnen souveränen Nationen besteht, die einen fortwährenden Kampf um die größere ökonomische und militärische Macht ausfechten, läuft die Menschheit in vollem Bewusstsein gerade-

13 Zitiert aus: Gero Jenner, „Frieden, Krieg und Klimawandel.“

wegs auf den Abgrund zu... Mit Sicherheit werden wir die Waffen mit jedem Jahr noch etwas mehr perfektionieren, bis wir den Punkt erreicht haben, dass sie eines Tages von selbst explodieren. Und mit Sicherheit werden wir, sobald auch Innerasien und Afrika denselben Lebensstandard wie wir besitzen, nicht nur drei, sondern schon bald zehn Globen verheizen – bis jener einzige, mit dem wir auskommen müssen, nur noch ein leeres, totes Gehäuse ist. Das Wettrennen der Nationen muss in einer Sackgasse enden, aus der es kein Entrinnen gibt.“^[14]

„Das wird sich erst ändern und kann sich überhaupt nur unter der Voraussetzung ändern, dass eben keiner einen Nachteil erleidet. Wir wissen, auf welche Art dies geschieht. In Bürgerkriegen kann es dazu kommen, dass alle Menschen mit einem Gewehr über der Schulter durch die Straßen gehen. Jeder der als erster auf die Waffe verzichtet, handelt sich einen großen Nachteil ein. Damit der Kampf aller gegen alle beendet wird, bedarf es einer übergeordneten Autorität, d. h. des Staats, damit die Situation für alle wieder die gleiche wird, wenn jeder auf seine Waffe verzichtet.

Dasselbe gilt für den verhängnisvollen Wettlauf der Menschheit gegen sich selbst, den sie erst zu beenden vermag, wenn eine übergeordnete Instanz – eine Weltregierung – eine Situation der Gleichheit herstellt, sodass kein Einzelstaat durch seinen Verzicht auf Wachstum, GDP und Wettbewerb-Mentalität in selbstmörderischen Nachteil gerät. Der Krieg gegen die Natur wird sich erst abwenden lassen, wenn eine solche Instanz allen Staaten den gleichen Verzicht auferlegt. Einmal eingeführt, wird dieser Verzicht dann aber augenblicklich zur größten Chance für Mensch und Natur –

14 Zitiert aus Gero Jenner, „Homo In-sapiens“

nicht anders als das Ablegen der Gewehre in einer friedlichen Gesellschaft.“^[15]

Fazit:



Der technologie- und wettbewerbsgetriebene Kapitalismus trägt die Verantwortung für eine global schnell voranschreitende ökologische und militärische Destabilisierung. Und hier liegt der Haupteinwand gegen die These von Martin Rhonmeier. Die dauernde Mehrproduktion von Mänteln und Waffen muss ein Ende haben. In unserer Zeit ruft der heilige Martin wieder zum Teilen auf – es geht um nicht weniger als um das Überleben von Mensch und Natur. Konnte der Heilige vor hundert Jahren noch mit gutem Gewissen jedes Jahr Tausende neuer Fabriken gründen und den Reichtum dadurch vermehren, so muss er der heutigen Menschheit kategorisch verbieten, die Plünderung und Vergiftung des Planeten noch weiter voranzutreiben. Er muss sie daran erinnern, dass das Teilen jetzt wieder an erster Stelle kommt. Angesichts dieser völlig neuen Situation hat Papst Franziskus recht, während Rhonheimer die falsche These vertritt.



15 Zitiert aus: Gero Jenner, „Frieden, Krieg und Klimawandel.“

Zuerst erschienen am 26. Dezember 2019 unter:
<http://www.gerojenner.com/wp/?p=3394>

Zum Autor

Dr. Gero Jenner



Studium der Philosophie, Indologie und Sinologie in Hamburg, später in München, Paris und Rom. Zuvor Aufnahme in die „Studienstiftung des Deutschen Volkes“. Zweitstudium der Soziologie in München und London ebenfalls mit

Unterstützung der Studienstiftung.

Website: <http://www.gerojenner.com>



Gero Jenner: „Homo In-sapiens – Eine kleine Geschichte menschlichen Schwachsinn“

Independently published – 21. August 2019; Paperback; 215 Seiten; € 14,36 (Print) ISBN 978-1-6877-368-95
E-Book (Kindle-Version); 1109 KB; € 8,95 (Download) ASIN B07ZCSR9CQ

Eine philosophische Erkundung der lebenswürdigen, der lebensfördernden, der törichten, der idiotischen sowie der brandgefährlichen Geistesverwirrung in Bezug auf Homo insapiens im

Allgemeinen sowie den Autor dieses Buches und seine Leser ganz im Besonderen – wobei eine besondere Betonung auf dem Wahnsinn unseres viel gepriesenen modernen „Fortschritts“ liegt, der die Menschheit direkt in den Abgrund der Selbstzerstörung führt.

Als Taschenbuch

<https://amazon.de/dp/1701427575/>

oder als Kindle E-Book zu beziehen

<https://amazon.de/dp/B07ZCSR9CQ/>

Economia – The Limited Edition

am 15. und 16. Mai 2020, Natlab, Eindhoven, Niederlande

Ins Deutsche übersetzt von Andreas Bangemann

(Hintergrundfoto von Andreas Bangemann, Economia 2017)

„Economia – The Limited Edition“ ist eine englischsprachige Konferenz im Natlab, dem ehemaligen Physiklabor der Firma Philips. Ziel der Veranstaltung ist es, neue Wege für spielerische und phantasievolle zukünftige Entwicklungen in der Wirtschaft zu entwerfen. Das erste Economia-Festival, das 2017 von den Baltan Laboratories organisiert wurde, hat die Grenzen unseres Denkens über die Wirtschaft erweitert. Am 15. und 16. Mai 2020 werden wir neue Ideen erforschen und herausfinden, wie wir die Bedürfnisse aller im Rahmen unserer (menschlichen) Ressourcen erfüllen können. Bei "Economia – The Limited Edition" werden sich gegenseitig ausschließende Wertesysteme wie Fülle und Knappheit oder Wachstum und Degrowth untersucht.

Homo economicus

Das Thema der Konferenz leitet sich vom Homo economicus ab, einem Konzept, in dem der Mensch in erster Linie ein wirtschaftliches Wesen ist, das auf effiziente, rationale und logische Weise auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse hin ausgerichtet ist. Economia wird prüfen, welche Systeme diesen tief verwurzelten Glauben aufrechterhalten und echte Veränderungen verhindern. Abseits einer Welt, die getrieben wird vom alles überschattenden Gewinnstreben, könnte Homo economicus stattdessen seine Rolle als wirtschaftliches Wesen in Verbindung mit der Welt erfüllen, neue Ideale der Rettung des Planeten erforschen, die Ausbeutung von Menschen verhindern und erträumen, wie das Paradigma des unbegrenzten Wachstums umkehrbar wird.

Economia – The Limited Edition ist ein Laboratorium für Ideen; ein Ort, an dem wir für eine Weile aus dem bestehenden Rahmen heraustreten und uns der Ökonomie auf unerwartete, spielerische und

grundlegende Weise nähern können. Lasst uns einen erweiterten Blick werfen auf unser Wirtschaftssystem und die globalisierte Gesellschaft mit dem frischen und manchmal distanzierten Blick auf den Besucher, Forscher, Gamer, Außerirdischen und Künstler. Lasst uns die Wirtschaft als ein soziales und kulturelles Konstrukt zurückfordern, das wir geschaffen haben, und uns dabei befreien von der Vorstellung der Wirtschaft als zwangsläufigem Naturgesetz.

Über Economia

Jeder, der gelegentlich Science-Fiction schaut, weiß, dass die Lebensbedingungen auf dem Mars völlig andere sind als die derzeitigen auf der Erde. Die Härten und Nöte, denen die Menschheit ausgesetzt wäre, um auf anderen Planeten zu überleben, wären enorm. **Die Frage sollte daher nicht sein, ob wir auf einem marsähnlichen Planeten überleben können, sondern wie wir verhindern können, dass die Erde zu einem solch unwirtlichen Ort wird.** Wie können wir unser wirtschaftliches Paradigma des endlosen Wachstums in einer Zeit ändern, in der menschliche Aktivitäten die Umwelt der Erde so stark beeinflussen?

Die Biosphäre der Erde hat eine endliche Größe. Es gibt keinen Raum für Expansion, so dass das Wirtschaftswachstum letztlich auf Kosten der Lebensräume anderer geht. Wenn man die Erde aus dem All betrachtet, stellt sich heraus, dass es sich um ein Nullsummenspiel handelt; wenn die Menschheit weiterwächst, nehmen wir mehr Platz ein und lassen weniger für andere Arten übrig. Auch wenn wir alle ökologisch wirtschaften, vegan werden und nur erneuerbare Energien nutzen, werden wir durch unseren ständig wachsenden Wohlstand und unsere ständig wachsende Bevölkerung das Leben für uns und andere Arten langsam aber sicher unmöglich machen.

In jedem anderen natürlichen Prozess stoppt das Wachstum, sobald es auf eine Begrenzung trifft. Seit den Anfängen der Menschheit haben unsere technologischen Fähigkeiten es uns ermöglicht, diese Einschränkungen zu überwinden. Wir müssen in unser eigenes Wachstum eingreifen, wenn wir nicht auf einem marsähnlichen Planeten landen wollen.

Diese Art von Intervention erfordert ein grundlegendes Umschalten in unserem Denken. Die Ökonomie reduziert die verschiedenen Ansätze zum Verständnis unseres komplexen und unvorhersehbaren ökonomischen Verhaltens auf eine umfassende Theorie: das neoliberale Modell. Das hat einen großen Einfluss auf unsere Ideen, Hoffnungen und Träume, unser Selbstverständnis und unsere gesellschaftliche Organisation. Obwohl es immer mehr kritische Ansichten gibt, fällt auf, wie wenig Vorstellungskraft viele dieser alternativen Ansätze hervorrufen.

Um ein Beispiel zu nennen: Die Ökonomie hat kein Äquivalent für mehrere Universen, Einzigartigkeit oder Weltraumfahrt; die seltsamen Lebensformen in den Tiefen des Ozeans oder auf anderen Planeten; oder künstliches oder ewiges Leben. Die Wirtschaft ist erstaunlich fantasielos, und anstatt die Grenzen ihres eigenen Geltungsbereichs zu erforschen und zu verschieben, scheint sie sich in genau die entgegengesetzte Richtung zu bewegen.

Anmeldegebühren:

Frühbucher: 30,00 € bis 1. April
Vollpreis: 40,00 €

Gebühren für Studenten:

Early Bird: 15,00 € bis 1. April
Vollpreis: 20,00 €

Die Registrierung für Frühbucher ist ab Ende Januar 2020 möglich.

Proudhon, Gesell, Keynes und negative Zinsen



65. Mündener Gespräche

vom 14. bis 15. März 2020 in Wuppertal

Terminhinweis der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft

Seit mehr als fünf Jahren halten die Zentralbanken Japans, Skandinaviens, der Schweiz und der Eurozone ihre Leitzinsen nahe bei null oder sogar unterhalb von null. Das galt als völlig undenkbar, bis der US-amerikanische Ökonom Prof. Gregory Mankiw bald nach dem Beginn der großen Weltfinanzkrise im Herbst 2008 in einer Kolumne in der „New York Times“ schrieb, dass die Ökonomen und die Allgemeinheit sich in Zukunft genauso an negative Zinsen gewöhnen müssten, wie sich Mathematiker einstmals an negative Zahlen gewöhnt hätten. Mankiw erinnerte damals sogar an den Sozialreformer Silvio Gesell, der schon vor mehr als 100 Jahren die Idee negativer Renditen gehabt hätte. Der weltberühmte Ökonom John Maynard Keynes habe diese Idee für gut befunden. Und „in der Situation von Banken, die übergroße Reserven halten, erscheint Gesells Sorge über die Haltung von Geld ganz plötzlich sehr modern.“

Das geldpolitische Handeln der Zentralbanken entspricht bislang jedoch noch nicht den Vorstellungen von Gesell und Keynes. Das anstelle einer Einführung von „künstlichen Durchhaltekosten des Geldes“ von den Zentralbanken praktizierte sog. Quantitative Easing, also der massenhafte Ankauf von Staats- und Unternehmensanleihen, erreicht nicht die von ihnen angestrebte Wirkung einer Stabilisierung der Wirtschaft.

Zu Beginn der Tagung berichten Beate Bockting und Thomas Betz über die Ergebnisse ihrer Recherche im wissenschaftlichen Nachlass von John Maynard Keynes im King's College in Cambridge/England. Vor und nach dem Erscheinen von Keynes' „Allgemeiner Theorie“ gab es interessante informelle Debatten über die Geldreform. Bei dieser Recherche kamen auch bemerkenswerte Details der legendären Völkerbund-Konferenz von Bretton Woods (1944) zum Vorschein, bei der sich Keynes leider nicht mit seinem „Bancor“-Plan zur Neuordnung der Weltwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg durchsetzen konnte.

Inzwischen gibt es besonders im angelsächsischen Sprachraum eine wissenschaftliche Debatte über die Jahrzehnte lang in Vergessenheit geratenen geldreformerischen Ziele von Gesell und Keynes. Vor dem Hintergrund von Weltfinanzkrise und Negativzinsentwicklung unterzieht

Prof. Günter Rehme die Geldreformgedanken von Gesell bei dieser Tagung einer erneuten wissenschaftlichen Überprüfung.

Außerdem werden zwei Doktoranden ihre wissenschaftlichen Forschungsprojekte vorstellen. Simon Papaud aus Paris bezieht den französischen Sozialreformer Pierre Joseph Proudhon mit ein, der ein bedeutender Vorläufer von Gesell und Keynes war. Und Christian Gelleri – bekannt als Initiator und Organisator des „Chiemgauer“-Regionalgeldes – stellt praktizierte Konzepte des Negativzinsens vor und vergleicht die Theorie von Gesell und Keynes mit der heutigen Praxis. Welche Ergebnisse gibt es in kleinen monetären Experimenten wie dem „Chiemgauer“? Und wie wirksam sind niedrig dosierte Anwendungen bei Zentralbankwährungen?

Übernachtung/Verpflegung im Tagungshaus buchbar.

Ausführliches Anmeldeformular mit Preisliste im Internet unter:

<https://hwlink.de/MG65>

Tagungsgebühr: 25,- €

Programm und weitere Infos:

<https://hwlink.de/MüGe>

Silvio Gesell
TAGUNGSSTÄTTE

Tagungsort:
Silvio-Gesell-
Tagungsstätte
Schanzenweg 86
42111 Wuppertal

Tel.: 0 20 53 - 42 37 66

Fax: 0 20 53 - 42 37 99

E-Mail: ab@sgt-wuppertal.de

Homepage: <https://sgt-wuppertal.de>

Das Programm (Änderungen vorbehalten)

Samstag, 14. März 2020

- 9:15 Uhr **Begrüßung und Einführung in die Tagung**
Dipl.-Volksw. Ass.jur. Jörg Gude, Steinfurt
- 9:30 Uhr **Keynes' Sympathien für Gesells Geldreform – Ergebnisse einer Recherche in Keynes' Nachlass in Cambridge/GB**
Beate Bockting, Greven bei Münster, Redakteurin der „Fairconomy“
- 10:45 Uhr **Kaffeepause**
- 11:00 Uhr **Keynes' Bancor-Plan zur Neuordnung der Weltwirtschaft – Eine Spurensuche im Keynes-Archiv in Cambridge/GB**
Dipl.-Kfm. Thomas Betz, Berlin
- 12:30 Uhr **Mittagspause**
- 14:30 Uhr **On „rusting money“ - Silvio Gesells Schwundgeld reconsidered**
Prof. Dr. Günther Rehme, TU Darmstadt
- 16:00 Uhr **Kaffeepause**
- 16:30 Uhr **Negativzins - Theorie, Praxis und Empirie**
Dipl.-Handelslehrer Christian Gelleri, Traunstein/Chiemgau, Doktorand bei Prof. Dr. Bofinger und Prof. Dr. Feichtner an der Uni Würzburg im Forschungsprojekt „Demokratisierung von Geld und Kredit“
- 18:00 Uhr **Abendpause**
- 20:00 Uhr **Zeit für informelle Gespräche**

Sonntag, 15. März 2020

- 9:15 Uhr **Proudhon'scher Sozialismus und monetäre Wirtschaftsanalyse: von der Theorie zur Reform des Geldes**
Simon Papaud, MA VWL und Wirtschaftssoziologie, Paris
Doktorand in Geschichte des ökonomischen Denkens an der Université de Picardie/Université Lumière Lyon 2
- 10:15 Uhr **Kaffeepause**
- 10:45 Uhr **Diskussion zum Vortrag und zusammenfassendes Rundgespräch**
- 12:30 Uhr **Ende der Tagung**

Gesprächs- und Leserkreise

Dortmund, jeden ersten Dienstag im Monat

Dortmunder Stammtisch und Diskussionskreis
Ort: Steinstraße 48, im Haus der „Auslandsgesellschaft“, direkt am Hbf.
Kontakt: Mark Brill E-Mail: dortmund@humane-wirtschaft.de

Stuttgarter/Böblinger Leserkreistreffen

Jeden Donnerstag, 19 Uhr Diskussionsrunde, Wichtel in Böblingen
(Kurzlink zur Anfahrt: <https://hwlink.de/wichtel>)

Neben der Verinnerlichung einer Geld- und Bodenreform diskutieren wir aktuelle Geschehnisse in der Wirtschaft, in Finanz- und Geopolitik und deren mögliche Auswirkungen.

Interessierte Menschen sind herzlich willkommen.

Kontakt: Said Ben Sedrine, E-Mail: stuttgart@humane-wirtschaft.de

Jeden ersten Montag im Monat ab 20 Uhr in Plauen

Stammtisch/Leserkreis • Im Malzhaus • Alter Teich 7
• 08527 Plauen • Kontakt: Andreas Wunderlich
• E-Mail: plauen@humane-wirtschaft.de

Kontakt über unsere Geschäftsstelle in **Essen-Rüttenscheid**
E-Mail: kontakt@humane-wirtschaft.de
Telefon: (0201) 45 84 57 85 Fax.: (0201) 45 84 57 86

Wuppertal, jeden 3. Mittwoch im Monat, 17 - 19 Uhr

Lernort Wuppertal – Treffpunkt für Aktive und die es werden wollen. **Jour fixe** an jedem dritten Mittwoch im Monat.

Ort: **Silvio-Gesell-Tagungsstätte, Schanzenweg 86, 42111 Wuppertal** weitere Info: <https://lernort-wuppertal.de>

Biberach a. d. Riß, jeden dritten Dienstag im Monat

Stammtisch für „Nachhaltige Finanzen“

Funktionsweise und Hintergründe unseres Geld-, Finanz- und Wirtschaftssystems werden mit unterschiedlichsten Themen vielseitig betrachtet.

Ort: **TG-Heim Restaurant, Adenauerallee 11, 88400 Biberach a. d. Riß** Infos: S. Späth 01 76 - 61 50 74 53
E-Mail: Sebastian.Spaeth@bund.net
Informationen im Internet: <https://hwlink.de/bund-biberach>

Berlin, Freitag, 7. Februar 2020

Der nächste Crash als Chance Veranstalter: **Netzwerk Plurale Ökonomik**
Mehr Informationen und Anmeldung auf: <https://naechstercrash-tagung.de>

Frankfurt, Berlin, Hamburg, Düsseldorf, München – Februar und März 2020 – jeweils 10 bis 16 Uhr

„Bodenwertsteuer-Seminar“ „**Grundsteuer: Zeitgemäß!**“ veranstaltet Seminare zur Grundsteuerreform und über die Möglichkeit zur Einführung einer Bodenwertsteuer auf Landesebene.
Frankfurt Sa. 08. Febr., **Berlin** Sa. 22. Febr., **Hamburg** Sa. 29. Febr., **Düsseldorf** Sa. 14. März, **München** Sa. 21. März
Details auf Seite 46 in dieser Ausgabe und per E-Mail: Philipp.Heuer@NABU.de

Wuppertal, Samstag, 14. bis Sonntag, 15. März 2020

65. Müндener Gespräche „Proudhon, Gesell, Keynes und negative Zinsen“ (s. S. 24 in dieser Ausgabe)
in der **Silvio-Gesell-Tagungsstätte, Schanzenweg 86, 42111 Wuppertal**
Informationen unter: <http://www.sozialwissenschaftliche-gesellschaft.de/de/muendener-gespraech.html>

Copenhagen, Samstag, 21. März 2020

„The Future of Money: Private vs. Sovereign Currencies“ Mehr Informationen auf:
<https://monneta.org/event/the-future-of-money-private-vs-sovereign-currencies-2/>

Vormerken!

Eindhoven (Niederlande), Freitag, 15. bis Samstag, 16. Mai 2020

„Economia-The Limited Edition“ (s. S. 23 in dieser Ausgabe) Eine Konferenz mit dem Ziel, neue Wege für spielerische und einfallsreiche zukünftige Entwicklungen in der Wirtschaft zu finden.
Kurzlink zur Website: <https://hwlink.de/cfp2020>

Vormerken!

Amsterdam (Niederlande), Samstag, 18. bis Montag, 20. Juli 2020

„Complementary currencies and social change“ University of Amsterdam, Amsterdam, The Netherlands. Kurzlink zur Website: <https://hwlink.de/ccsc2020>

Warum es keinen optimalen CO₂-Preis gibt

und die Idee vom Zertifikatshandel Unsinn ist

Karl-Martin Hentschel

investierte jede*r, die/der Geld hatte, die Banken gaben gerne Kredite und der Ausbau der Erneuerbaren übertraf alle Erwartungen. Und es gab noch einen Effekt: Da die Risiken gering waren, waren auch die Bankzinsen gering und die Kalkulation knapp – ergo waren die Investitionen günstiger, als sie bei unsicheren Zertifikaten gewesen wären.

Ist das also die optimale Methode?



Nein – denn die Voraussetzung für unsere polit-ökonomie-theoretische Aufgabe war falsch. Es geht nämlich gar nicht darum, die Emissionen **in 10 Jahren** zu **halbieren**. Vielmehr geht es darum, die Emissionen **so schnell wie möglich** auf **Null** zu bringen. Nein – auch das ist nicht korrekt: Es geht darum, das für die Treibhausgasemissionen **so gering wie möglich** zu machen – also das **Minimum des Integrals über die restlichen Treibhausgasemissionen** zu finden.

Ist das nicht dasselbe?



Nein: Mathematisch ist das eine ganz andere Aufgabe. Nun kommt es darauf, in jedem Sektor und in jedem Industriezweig den optimalen Preis zu gestalten. Und der ist in jedem Sektor anders. Am schnellsten und kostengünstigsten geht es nämlich dann, wenn jeder Sektor genau den Preis zahlen muss, so dass es für ihn billiger ist umzustellen als weiter zu machen. Denn dann lohnt es sich, so schnell wie irgend möglich umzustellen.

Dieser Preis ist aber extrem unterschiedlich.



Für den Ausstieg aus der Steinkohle reicht – wie wir dieses Jahr gelernt haben – ein Preis von 27 Euro/Tonne im ETS – dann sind die Grenzkosten erreicht und es wird abgeschaltet.

Wenn man vorhat, die Treibhausgase in zehn Jahren zu halbieren, dann ist ein Zertifikatshandel oder ein stetig wachsender CO₂-Preis eine gute Idee. Das haben viele Ökonom*innen anscheinend bewiesen.

Die meisten Volkswirt*innen geben dabei dem Zertifikatshandel den Vortritt, denn dann bildet sich jeweils der optimale Preis aus. Jedes Jahr steigt der Preis und die Zahl der Zertifikate nimmt um ein Zehntel ab, bis der Preis erreicht ist, bei dem es für die Emittenten von 50 % der Treibhausgase billiger ist, die Emissionen einzustellen als weiterzumachen. So weit so gut.

Die Sache hat aber einen Haken: Niemand weiß, wo dieser Preis liegt. Und deswegen halten sich viele mit der Umstellung ihrer Produktion zurück. Sie wollen nicht investieren und dann feststellen, dass ihre Konkurrenten mit der alten Technologie weiter produzieren und die Zertifikate kaufen. Und was passiert dann?

Dann werden die Zertifikate knapp und der Preis steigt rapide an. Dann legen viele los und der Preis sackt wieder ab. Die Folge: Der Preis schwankt, die Investoren sind unsicher, die Banken finanzieren nicht gerne unsichere Geschäfte und am Schluss vertrauen alle darauf, dass die Regierung es nicht zum Crash kommen lässt und die Frist verlängert.

Wegen dieses Dilemmas schlagen andere praktischer denkende (sogenannte heterodoxe) Ökonomen feste CO₂-Preise vor, die nur vorsichtig auf Grund einer jährlichen Evaluation etwas nach oben oder unten justiert werden. Der Vorteil: Jede*r weiß ungefähr, worauf sie oder er sich einlässt. Man kann gut kalkulieren, die Banken berechnen die Rendite und geben Kredite. Es läuft alles viel schneller.

Der Praxistest dafür war das Energieeinspeisegesetz. Nur gab es da zwar keine Preise zu zahlen sondern garantierte Abnahmepreise. Aber im Prinzip war es das gleiche. Da jede*r das Geschäft auf 20 Jahre sicher berechnen konnte,

Für den Ausstieg aus dem fossilen Auto braucht es nur noch eine Anschubfinanzierung von im Schnitt 10.000 Euro wie in Norwegen und ein paar Privilegien, schon geht es los. Und wenn 2025 VW 40 Modelle auf den Markt bringt mit 500 km Reichweite mit voller Batterie – und diese Autos sind billiger als Fossile, dann ist das E-Auto ein Selbstläufer. Der notwendige CO₂-Preis für E-PKWs sinkt dann auf Null.

Für die Umstellung der Landwirtschaft dagegen schätzt man den CO₂-Preis auf über 500 Euro und mehr, selbst dann wird noch jemand Rindfleisch oder Käse essen und Rinder werden Methan pupsen.

Noch etwas muss bedacht werden: Wenn der Preis langsam ansteigt, dann wartet jede Branche darauf, bis der CO₂-Preis ihre Grenzkosten erreicht hat. Dann legt sie los. Da wir ja nicht die gesamte Industrie auf einmal ruinieren wollen, denn die brauchen ja einige Jahre zur Umstellung, kann der Preis nur langsam steigen, ohne zu viel Schaden anzurichten. Dann können aber die teureren Branchen wie die Grundstoffchemie und die Produktion von Kerosin für Flugbenzin erst mal noch 20 Jahre warten, bis sie dran sind. So lange ist es für sie billiger, erst mal weiter zu machen.

Was also ist die Lösung der Gleichung?

Nun: Der Staat bietet jeder Firma, die so hohe Investitionskosten hat, dass der Preis voraussichtlich nach der Umstellung höher ist als der Marktpreis, eine Wette über 20 Jahre an. Sie garantiert der Firma, dass sie nach der Umstellung einen Gewinn von zum Beispiel 5 % macht. Natürlich klingt das kompliziert. Aber all die Daten werden schon heute bei der Steuerabrechnung vorgelegt.

Die Sache wird sogar viel einfacher als befürchtet: Für die meisten Bereiche der Verbrauchsgüterindustrie reicht bereits ein moderater CO₂-Preis, damit sie umstellen. Ihre Emissionen sind sowieso relativ gering und die Vermeidungskosten auch. Die Umstellung auf Windenergie ist schon in den meisten Ländern der Welt ein Plusgeschäft. Tatsächlich zeigt die Analyse, dass es nur etwa ein Dutzend große

Übeltäter gibt, deren Umstellung teurer wird (Stahl, Zement, Grundstoffchemie, Herstellung synthetischen E-Brennstoffe wie E-Kerosin, E-Diesel für Flugzeuge und Schiffe, E-Methan als Rohstoff für die Chemie, dazu kommt die Sanierung der Häuser, der Ausbau der Bahn, die Oberleitung für LKWs auf Autobahnen, die Kompensation der Restemissionen durch Aufforstung – ggf. in Russland usw.) und dann noch ein paar kleine Branchen. Die meisten Produkte wie Kühlmittel, Plastiktüten usw. sind sowieso leicht zu ersetzen. Die Sache ist also überschaubar. Die meisten steigen aufgrund des schnell wachsenden CO₂-Preises von alleine schnell um auf CO₂-Neutralität um.

Nur die, die ein Problem haben, melden sich. Die Agora Energiewende hat dafür bereits so ein System für die Industrie vorgeschlagen: Sie nennt es CfD – *Carbon Contract for Difference*. Es ist eine Wette.

Beispiel: Die Thyssen AG will ein Stahlwerk umstellen auf treibhausgasneutrale Stahlproduktion mit Wasserstoff-Reduktion und Elektroschmelze. Die Pläne sind fertig und liegen vor. Thyssen macht einen Vertrag mit dem Staat. Thyssen baut das neue emissionsfreie Stahlwerk. Dann bekommt Thyssen die Differenz zwischen den Produktionskosten einschließlich der Abschreibung und dem aktuellen Marktpreis einschließlich dem aktuellen CO₂-Preis plus eine Gewinnmarge, die um so höher ist, je geringer die Investitionskosten sind, ersetzt. Wenn aber der Preis pro Tonne in Europa über dem Produktionspreis einschließlich Abschreibung liegt, dann zahlt Thyssen an den Staat die Differenz zurück. Dann hat Thyssen die Wette verloren. Aber dafür riskiert der Konzern nicht den Verlust, wenn der Marktpreis niedrig bleibt.

Und damit keine Billigimporte ohne CO₂-Abgabe das Geschäft stören: Auf alle Importe von Stahl, Eisen und Produkte aus Stahl und Eisen (Autos, Waschmaschinen) wird eine Importabgabe in Höhe des CO₂-Preises erhoben. Das funktioniert wie heute bei der Mehrwertsteuer. Für jeden Export wird der CO₂-Preis gutgeschrieben, so dass das importierende Land auf den Stahl die heimische CO₂-Abgabe erheben kann.

Dazu eine fiktive Rechnung: Eine Tonne Stahl herzustellen koste künftig 600 Euro variable Kosten + 100 Euro Abschreibung für das Stahlwerk. Der Marktpreis liege bei 500 Euro + 100 Euro CO₂-Preis. Also bekommt Thyssen vom Staat 100 Euro + eine ausgehandelte Gewinnmarge pro Tonne dazu.

Zwei Jahre später bleibt der Produktionspreis unverändert und der Marktpreis liegt bei 600 Euro und der CO₂-Preis liegt bei 200 Euro. Dann muss Thyssen für jede Tonne 100 Euro an den Staat zurückzahlen.

Die Wette läuft über 20 Jahre. Je schneller Thyssen baut, desto eher ein Gewinn. Je billiger Thyssen baut, desto höher seine Marge.

Ergebnis: Jede Branche wird so schnell wie möglich CO₂-frei. Der CO₂-Preis kann durch den Staat so justiert werden, dass er die Ausgaben deckt. Also ein Win-Win-Spiel.

Zum Autor

Karl-Martin Hentschel



ist Mathematiker, Autor und Unternehmenssteuerexperte. Er war Fraktionsvorsitzender der Grünen im Landtag Schleswig-Holstein während der rot-grünen Simonis-Regierung, Gründungsmitglied von Attac und Koordinator der AG Finanzmärkte und Steuern. Heute ist er Mitglied im Vorstand des Netzwerks Steuergerechtigkeit und von Mehr Demokratie e. V. Zurzeit leitet er für mehrere NGOs eine Arbeitsgruppe, die auf Basis der vorliegenden wissenschaftlichen Studien den optimalen Weg analysiert, um das 1,5-Grad-Ziel zu erreichen.

https://de.wikipedia.org/wiki/Karl-Martin_Hentschel



Karl-Martin Hentschel: „Demokratie für morgen – Roadmap zur Rettung der Welt“
Er holt die wirklich großen Fragen aus dem politischen Warteraum. Er erläutert, wie die Demokratie weiterentwickelt werden kann, damit sie die scheinbare Alternativlosigkeit überwindet und sich von den Zwängen der Konzerne und Finanzmärkte emanzipiert.

<https://shop.humane-wirtschaft.de/hentschel>

Charis und strahlender Glanz

Die ontologischen Dimensionen von Schönheit

Lars Spuybroek

Aus dem Englischen übersetzt
von Andreas Bangemann

selbst entsteht. Wenn die Teile glücklich zusammenwirken, um ein Ganzes zu bilden, wie können sie sich gleichzeitig mit dem befassen, was das Ganze erfährt, das sich gerade ineinandergreifend mit anderen Ganzheiten beschäftigt? Solche Fragen müssen beantwortet werden, ohne auf Paradoxie, Mehrdeutigkeit oder andere Formen der Verdoppelung zurückgreifen zu müssen.

Man muss die Dinge als einzigartig betrachten. Mein Ansatz ist, dass nur die Schönheit die Dinge von einer Ebene auf die andere springen lässt – also nicht Logos oder Physis in irgendeiner Form, sei es nun Mathematik, Philosophie, Stofflichkeit oder die Natur selbst. Schönheit ermöglicht es den Teilen der ersten Ebene, mit denen der zweiten Ebene zu kommunizieren, aber nur durch die Verdichtung des einzelnen Dinges, denn es sind die Dinge, die schön sind, nicht die Teile. Mit Schönheit findet eine gewisse Inversion oder Wandlung statt, ein gewisser Sprung oder eine Drehung zwischen mehreren Ebenen, von den Teilen zum Ganzen wie auch von der Zeit zum Raum, und von der Vertikalen zur Horizontalen wie auch vom Konvergenten zum Divergenten. Seltsamerweise können wir mit Schönheit die Tatsache akzeptieren, dass die Natur Sprünge macht – im Gegensatz zu Darwins Axiom „*Natura non facit saltus*“^[2] („Die Natur macht keine Sprünge“) –, ohne diese Sprünge zu einer unendlichen Leiter zusammenzufügen, die in den Himmel führt.

2 Charles Darwin, *The Annotated Origin: A Facsimile of the First Edition of „On the Origin of Species“*, annotated by James Costa (Cambridge, Mass.: Belknap Press, 2009), S. 194. Zitiert von Leibniz in seinen „*New Essays*“ IV, S. 16.

Immer wenn wir Dinge betrachten, neigen wir dazu, dies mit einem schielenden Blick zu tun, mit zwei Bildern, die sich so überlagern, dass wir ein einzelnes Ding sehen, als ob es zwischen zwei Daseinszuständen schwebt: Einen seiner Teile als ein Ganzes, den anderen als Teilobjekt im Umfeld eines größeren Beziehungsgeflechts, eines Kontexts oder der Welt.

Das gilt für eine beliebige Person, ein Motorrad, einen Baum, einen Berg, ein Bild, ein Land oder dergleichen. Obwohl viel über dieses Thema gesagt wurde, bleibt das Rätsel bestehen: Dinge bestehen aus Teilen und sind selbst in Beziehungen eingebunden. Dies ist das Standardmodell, und obwohl einige

introvertierte Theorien dazu neigen, den ersten Zustand zu betonen und einige extrovertierte den zweiten, müssen beide Zustände als aufeinander bezogen erklärt werden. Dinge führen nicht einfach eine Doppelsexistenz, abwechselnd zwischen zwei Zuständen, in einem Moment melancholisch und im nächsten jovial. Sich mit einer solchen Verschachtelung der Existenz zu begnügen, reicht nicht aus, denn die Sets von Existenz machen das Sein zu einem Gebilde von Koexistenz. Es gab völlig vertikale Vorstellungen davon, wie etwa Die Große Kette des Seins, und völlig horizontale, wie die flache Ontologie von De-Landa.^[1] Keine von beiden erklärt, wie durch die verschiedenen Größenordnungen die Existenz

1 Manuel DeLanda, *Intensive Science and Virtual Philosophy* (London: Continuum, 2005), S. 58 und passim.

Betrachten wir für einen Moment eine typische Erfahrung von Schönheit. Nehmen wir an, Sie wandern durch den Wald, als plötzlich etwas über Sie kommt – eine Erfahrung, die nicht jedes Mal passiert (und vielleicht auch nie wieder passiert). Bei dieser Gelegenheit rufen Sie jedoch laut aus: „Oh, dieser Geruch!“ oder vielleicht, auf das Laubweisend, „Schau dir das Grün an!“ oder, nach obenweisend, „Schau, wie die Sonne versucht, sich ihren Weg durch das Blätterdach zu bahnen!“ Dies alles sind Beispiele für vertraute Ausrufe als Antwort auf das Schöne, die oft in Kombination, auch hintereinander, auftreten und sich zum typischen Kaskadeneffekt der Schönheit summieren. Ein solches Erlebnis kann jede Form annehmen, solange es die Bekräftigung einer oder mehrerer Eigenschaften (Grün, Geruch, Licht) beinhaltet, begleitet von einem Ausrufezeichen.^[3] Wiederum könnte sich die gleiche Art von Erfahrung in der Begegnung mit einem Sonnenuntergang, einem Berg, einem Mädchen, einem Gemälde oder einem Auto ohne Weiteres wiederholen. Oder einem Motorrad oder einem Land. Oder einem Jungen oder einem Mann – diesbezüglich spielen die Varianten keine Rolle. Es geht darum, die ontologische Fügung der Schönheit zu identifizieren, den eigentlichen Sprung oder die Wendung, dass nämlich in der Erfahrung der Schönheit die Teile, aus denen das Ding besteht, in einer absolut einzigartigen Form auf Dich geschüttet oder gar geworfen werden. Teile, zu einem Ganzen verschmolzen, sich aus diesem Ganzen heraus ergießend. Teile, die sich zu einem Ganzen zusammenfügen, weichen von diesem Ganzen ab. Diese Umkehrung möchte ich, wenn auch ein wenig abwägend, das sprunghafte Prinzip der Schönheit nennen. Was zunächst wie eine doppelte Bewegung erscheint – Teile, die sich zusammenfügen, Teile, die überfließen – wird durch die Schönheit in

eine einzige Bewegung verwandelt. Nehmen Sie einen Schluck des bestmöglichen Scotchs und nehmen Sie wahr, wie die Noten von Birne, Eiche, Gewürzen und Kokosnuss unaufhörlich über Ihre Zunge rollen und den Raum Ihrer Nase und schließlich Ihren ganzen Kopf, wenn nicht sogar Ihren ganzen Körper ausfüllen. Wie eigenartig ist das? Ist der Scotch von sich selbst abgetrennt und hat sich in Birne, Eiche und Gewürz aufgelöst? Nein, die Birne ist ein untrennbarer Bestandteil des Scotch – was im Reich der Philosophie eine unzulässige Aussage wäre, wie es auch in der Mathematik, der Mengenlehre oder jeder anderen logischen Disziplin der Fall wäre. Ausgenommen in der Ästhetik.

Schönheit findet im Herzen der Ontologie statt; sie erklärt, wie die Dinge im Innern zusammengesetzt, aber zugleich nach außen gerichtet sind. Schönheit und Existenz müssen als einander innewohnend verstanden werden. Insofern ja, es sind die Teile, die schön sind, aber nicht qua Teile, vielmehr erst nachdem sie zu einem Ganzen zusammengefügt worden sind, von dem sie ausstrahlen. Wenn ich das spezifische Grün der Blätter genieße, dann ist das „von“ genauso wichtig wie das Grün selbst, d. h. wir finden zwar Freude an der Farbe, nehmen sie aber nur als von den Blättern gegeben an, nicht als ein Grün an sich. Es ist sowohl ein Eigentum als auch geteilt, was es kurz gesagt zu einer Gabe macht – eine Manifestation jenes alten Konzepts, das auf verteiltem Besitz basiert. Das Grün wird verschenkt, ohne dass die Blätter de facto von ihm abweichen, während wir genauso gut sagen könnten, dass es eine Eigenschaft ist, die die Blätter nicht besitzen können, da es ein Grünsein ist, das verströmt und nicht zurückbehalten wird.

Wenn diese Aussagen gültig sind, könnte man Schönheit als untrennbar mit der Gabe verbunden verstehen, und in der Folge das Erleben, Teilen und Machen von schönen Dingen als Varianten der Teilnahme am Gabentausch. Tatsächlich könnte der beste Beweis für eine solche Hypothese in der Entstehung dessen liegen, was die alten Griechen Charis (*ausgesprochen wie bei „Charisma“*) nannten, das sich aus dem Gabentausch zu einem um-

fassenden Begriff von Ästhetik entwickelte, der sowohl Handlungen als auch Gegenstände umfasste. Obwohl meist mit „Grazie“ übersetzt, galt das Charis als eine Form der Ausstrahlung, die später von Platon zu Ekphrastat, von Aquin zu Claritas und von Schiller zu „Schein“ umgeformt wurde – alles Varianten der Ausstrahlung und jede einzelne spielte eine instrumentale Rolle in der Geschichte der Schönheit. An dieser Stelle ist es jedoch nicht nötig, den einzelnen Mutationen nachzugehen; wir sollten zunächst versuchen, die begrifflichen Zusammenhänge zwischen Ausstrahlung, Charis, Gabe und Existenz aufzudecken. Obwohl sie viele Überschneidungen aufweisen, lassen sich die vier klar unterscheiden. Die Ausstrahlung bezeichnet die allgemeine Form der Schönheit, die Charis die soziale Form und die Gabe die ökonomische Form, während sich die Existenz nur der Spezifikationen der allgemeinen Form bedient. Obwohl sie auf Ausstrahlung beruht, ist die Existenz nicht unbedingt auf die eigentliche Schönheit der Dinge angewiesen, da sie auch das Hässliche, das Niedliche, das Komische, das Prachtvolle und vieles mehr ins Spiel bringt. Wie genau diese Spezifizierung vor sich geht, ist eine weitere Geschichte, die wir uns für später aufheben müssen; denn jetzt sollten wir das Schöne nur aus der Perspektive seiner allgemeinen Form erforschen: alle Dinge strahlen aus auf die eine oder andere Weise. Es gibt nur Positivität, nicht Negativität, auch nicht Neutralität – auch nicht in Fällen, in denen die Dinge grauenhaft, melancholisch oder langweilig sind.

Die Ausstrahlung wird gewöhnlich als eine Form der Herrlichkeit oder Pracht angesehen, die dort angebracht ist, wo es sich auf die Kronen der Könige oder Heiligenscheine von Heiligen bezieht, wenn auch nicht generell; deshalb wird Schönheit so oft mit der schieren Vertikalität des Majestätischen verwechselt. Wir sollten uns sehr bemühen, dieses Wirrwarr zu entflechten, und dabei sollten wir erkennen, warum die Schönheit der Anmut so sehr ähnelt, denn die Anmut, so Schiller, ist eine bewegliche Schönheit, und letztlich ermöglicht die Beweglichkeit und Variationsfähigkeit der Teile ihr Verströmen.

³ Ein ähnliches Argument wurde von Guy Sircello in seiner einzigartigen „A New Theory of Beauty“ (Princeton: Princeton University Press, 1975) vorgebracht. Sircello stützte seine Theorie auf die Verbindung zwischen dem mittelalterlichen Konzept der claritas (oder Glanz) und dem, was er „Eigenschaften qualitativen Grades“ (PQDs - Properties of Qualitative Degree) nannte. Ich kann ihm in diesem Punkt nur teilweise folgen, da ich den Begriff des Glanzes (radiance) weiter in die antike Mythologie von Aglaia und ihrer Schwester Charites zurückverfolge und Glanz anschließend in die Geschenke-Theorie einrahme. Obwohl ich seine radikal antisubjektivistische Haltung zur Schönheit bewundere, gründet sich meine Theorie auf das scheinbare Paradox zwischen „Eigentum“ und „Gabe“.

Charis und Schönheit



Dass der Begriff der Gabe in einer Diskussion über Schönheit auftaucht, ist wahrscheinlich nicht überraschend – wir haben das bei verschiedenen Gelegenheiten bereits gesehen.^[4] Erstaunlich ist jedoch, dass, wenn man die historische Entwicklung der Gabe von seinen stammesgeschichtlichen Wurzeln bis hin zu seiner Anwendung in Griechenland verfolgt, insbesondere in Form der Charis, man buchstäblich beobachten kann, wie sich der Bereich des Gabentausches in den der Schönheit verwandelt. Mehr noch, bei der Untersuchung der Charis, seiner engen Verbündeten der Grazie und des begleitenden konzeptuellen Modells der Drei Grazien, begegnet man genau denselben Sprüngen von der Zeit in den Raum und von der Vertikalen in die Horizontale. In diesem Zusammenhang ist das erste, was man über die Gabe, wie sie in den Gabenkulturen verwendet wurde und immer noch verwendet wird, wissen muss, dass sich ihre Natur völlig von einer freien Gabe unterscheidet. Wie die britische Anthropologin Mary Douglas sagt, gibt es so etwas wie eine freie Gabe einfach nicht.^[5] Die Gabe, wie sie in solchen Kulturen vorkommt, ist im Grunde ein Austausch und Teil eines hochgradig ritualisierten Zyklus von Geben, Empfangen und Zurückgeben. Laut Marcel Mauss in seinem bahnbrechenden Essay „The Gift“ (deutsch: „Die Gabe“) sind diese drei Phasen für den Gabenkreislauf wesentlich.^[6] Bekanntlich bringt er das Problem schon früh im Buch auf den Punkt, indem er eine faszinierende Frage stellt „Welche Kraft steckt in der Gabe die den Beschenkten dazu

bringt, sie zu erwidern?“^[7] Und ein paar Seiten später bietet er eine Antwort an, indem er uns in das „hau“, den Geist der Gabe im Denksystem der Maori einführt, das immer „an seinen Geburtsort zurückkehren möchte“^[8]. Dieses Konzept hat viele Gelehrte inspiriert und aufgewühlt. Kurz gesagt, es bedeutet, dass die Gabe unveräußerlich ist;^[9] sie kann sich nur für eine gewisse Zeit von seinem Ursprung trennen. Geber und Gabe können in dieser Hinsicht nicht als vollständig separierbar angesehen werden; der Akt des Gebens umfasst die Schaffung einer elastischen Sphäre, sozusagen einer Sphäre der Ausdehnung und Verdichtung, was mehr ist als die faktische Trennung von einem Gegenstand.

Das begründet umfassend, warum der Gabentausch – und meiner Meinung nach auch die Erfahrung von Schönheit – nicht durch zwei Akteure schematisiert werden kann, wie z. B. ein Objekt und ein Subjekt oder ein Sender und ein Empfänger, die das übliche Modell des Informationsaustauschs darstellen. Vielmehr sollten wir es in Form von drei Partnern darstellen (siehe Abb. 1). Am Anfang positionieren wir eine Person, die das hau-Objekt an eine zweite Person weitergibt, die es dann an die erste zurückgibt. Neben dem Pfeil zwischen der ersten Person und dem hau-Objekt schreiben wir das Wort „Geben“, da es den eigentlichen Akt des Schenkens darstellt, und neben dem Pfeil, der vom hau-Objekt zur zweiten Person geht,

schreiben wir „Empfangen“, und vom Pfeil dieser Person zurück zur ersten „Zurückgeben“. Wenn wir dieses Modell in Figuren übertragen, die diese Handlungen personifizieren, erkennen wir sie sofort als die Drei Chariten, wie sie im antiken Griechenland bekannt waren, oder, in ihrer römischen Gestalt, die Drei Grazien, wobei die erste Göttin (Aglaia) das Geben, die zweite (Euphrosyne) das Empfangen und die dritte (Thalia) die Gegenleistung verkörpert.^[10] Später in diesem Aufsatz werden wir mehr Raum haben, um ihre Namen und ihre spezifischen Beziehungen zur Schönheit zu erläutern, aber es ist bereits jetzt klar, dass die Struktur des Gebens der Struktur der Schönheit entspricht: Die gegebenen Teile müssen zum Ganzen zurückkehren, und drei Schritte bilden einen Kreis. Denken wir auch daran, dass die Zahl Drei in diesem Fall nicht die statische Geometrie eines Dreiecks darstellt, wie wir sie beispielsweise in der christlichen Dreifaltigkeit antreffen, sondern die dynamische Geometrie der Zirkulation, wie es bei anderen weiblichen griechischen Triaden, wie der Horai (Jahreszeiten) und der Moirai (Schicksal), der Fall ist. Während Mauss die „drei Verpflichtungen“ (zu geben, zu empfangen, zu erwidern) in Bezug auf den Potlatch ausführlich diskutiert, lehnt er es überraschenderweise ab, sie mit den Chariten in Verbindung zu bringen, und übersieht daher den möglichen Zusammenhang zwischen dem, was er die „Kraft der Dinge“ nennt, und der Schönheit oder der Anmut.

4 Ein ähnliches Argument wurde von Guy Sircello in seiner einzigartigen „A New Theory of Beauty“ (Princeton: Princeton University Press, 1975) vorgebracht. Sircello stützte seine Theorie auf die Verbindung zwischen dem mittelalterlichen Konzept der claritas (oder Glanz) und dem, was er „Eigenschaften qualitativen Grades“ (PQDs - Properties of Qualitative Degree) nannte. Ich kann ihm in diesem Punkt nur teilweise folgen, da ich den Begriff des Glanzes (radiance) weiter in die antike Mythologie von Aglaia und ihrer Schwester Charites zurückverfolge und Glanz anschließend in die Geschenke-Theorie einrahme. Obwohl ich seine radikal antisubjektivistische Haltung zur Schönheit bewundere, gründet sich meine Theorie auf das scheinbare Paradox zwischen „Eigentum“ und „Gabe“.

5 Vorwort zu Mauss' The Gift in: Marcel Mauss, The Gift (London: Routledge, 1990), vii.

6 Siehe "The three obligations: to give, to receive, to reciprocate" in: Marcel Mauss, The Gift, S. 39–43.

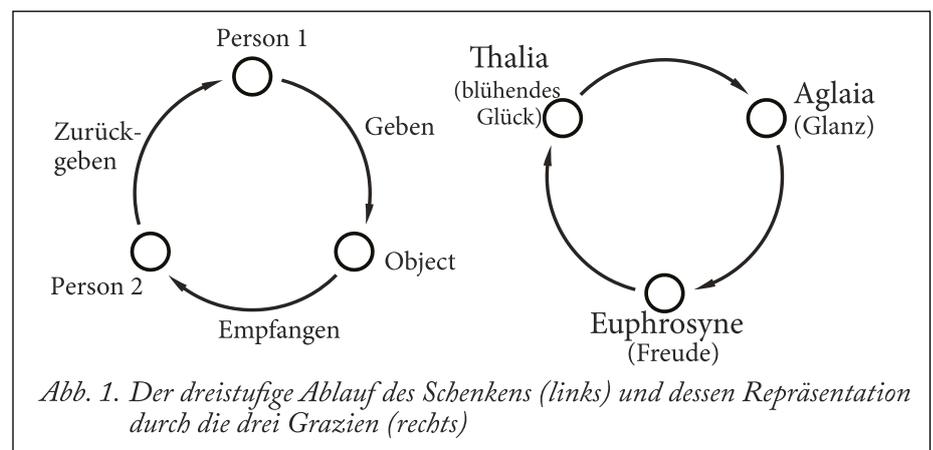


Abb. 1. Der dreistufige Ablauf des Schenkens (links) und dessen Repräsentation durch die drei Grazien (rechts)

7 Mauss, The Gift, S. 3 (meine Übersetzung von: "Quelle force y a-t-il dans la chose qu'on donne qui fait que le donataire la rend?").

8 Mauss, The Gift, S. 12.

9 Annette Weiner, Inalienable Possessions: The Paradox of Keeping while Giving (Berkeley: University of California Press, 1992), and Maurice Godelier, The Engima of the Gift, transl. Nora Scott (Chicago: University of Chicago Press, 1999)

Tatsächlich stellt er ausdrücklich fest, dass er „die ästhetischen Phänomene nicht berücksichtigen will“^[11], die mit der Gabe verbunden sind, und natürlich könne dies für seine Soziologie

10 Seneca, On Benefits I, (Mehr dazu im zweiten Teil)

11 Mauss, The Gift, S. 3, und noch einmal auf S. 38.

nicht das Hauptanliegen sein. Für uns ist sie das umso mehr, als die Kraft der Dinge – die Schönheit – nur zirkulieren kann und nicht besessen wird und daher eine unverkennbar verbindende Wirkung auf alle Beteiligten hat.

Hin und wieder finden wir Hinweise auf die Gabe in ästhetischen Theorien, aber umgekehrt gibt es in anthropologischen oder soziologischen Studien über die Gabe kaum Hinweise auf die Schönheit. Ich konnte nur eine Ausnahme aufspüren, nämlich in Maurice Godeliers „Das Rätsel der Gabe“:

„Die Schönheit einer Muschel, ihre Einzigartigkeit sind keine reinen Zufälle der Natur: Damit sie zu einem austauschbaren Objekt wird, muss eine Muschel bearbeitet werden – poliert, durchbohrt, montiert, verziert; ein Kupfer muss gegossen, geformt, ausgestaltet werden. Tauschobjekte sind daher unvergleichlich schön und unvergleichlich einzigartig, und ihr Wert variiert entsprechend.“^[12]

Offenbar ist es in der Anthropologie meist selbstverständlich, dass Gaben schön sind, aber es kann doch kein Zufall sein, dass die als Gabe angebotene Kleidung aufwendig gemustert und farbig ist und dass Metallgegenstände wie Halsketten, Armbänder und Ringe sorgfältig poliert werden. Darüber hinaus werden sie bei besonderen Festen, Zeremonien und Feiern verschenkt, die selbst sorgfältig konstruierte Sphären der Schönheit sind, die durch Musik, Gesang und Tanz geschaffen werden. Eine rein soziologische Theorie, eine rein anthropologische oder ökonomische Theorie der Gabe wird per definitionem nicht die Tragweite dessen erfassen, was beim Gabentausch geschieht – wir brauchen eine Disziplin, die sich Mauss' Kraft der Dinge zu Herzen nimmt. Genauer gesagt ist die Ästhetik in der Lage, sich mit einem der größten Probleme solcher Theorien auseinanderzusetzen, nämlich der bohrenden Unstimmigkeit zwischen symmetrischen und asymmetrischen Gaben. Wenn man die Mauss'sche Theorie der Reziprozität in Betracht zieht, sind Akte reiner Großzügigkeit (Geben ohne Gegenleistung zu erwarten) oder reiner Diebstahl (Nehmen, ohne gegeben

worden zu sein) offensichtlich nicht erklärbar, weshalb Marshall Sahlins sie jeweils als „generalisiert“ definiert.^[13]

Bei der Diskussion über die erste Kategorie, der generalisierten Reziprozität, führt Sahlins Beispiele an, wie „Noblesse oblige“ (Adel verpflichtet), Hilfe, Großzügigkeit und Gastfreundschaft, wobei er das Säugen des Kindes durch die Mutter als das ursprüngliche Beispiel für die „reine Gabe“ ansieht. Nun, zunächst einmal sollten wir nie die Niedlichkeit eines Babys verkennen, die eine extreme Form – eine extrem verzerrte Form – der Schönheit ist, eine Schönheit, die den Mangel an Macht seines Subjekts, des Säuglings, ausgleicht, der ständig Hilfe, Nahrung und Pflege braucht. Zweitens sollten das Wohlbefinden und das Gedeihen des Säuglings eindeutig als eine Antwort auf die Gabe der Milch betrachtet werden,^[14] ähnlich wie die alten Griechen die Blüte der Pflanzen als eine Antwort auf die Gaben von Sonne und Regen betrachteten. Schließlich ist das Gedeihen eine der drei Grazien. Alle von Sahlins genannten Ausnahmefälle müssen eine Art Ästhetik beinhalten – nicht nur das Niedliche – und kann daher in Zyklen reziproker Gegenseitigkeit einbezogen werden, da eine pure Gabe nicht existieren kann. Anstatt also die Existenz der Kraft der Dinge zu leugnen, indem wir Ausnahmen von der Reziprozität suchen, sollten wir sie vom materiellen auf den ästhetischen Austausch ausdehnen. Was die Verbindung zum Wachstum durch die Muttermilch des lieblichen Kleinkinds zeigt, ist, dass der Austausch in diesem weiteren ästhetischen Bereich betrachtet werden muss, in dem (a) die Reaktionen nicht unmittelbar sein müssen – im Gegenteil, je länger sie dauern, desto stärker ist die Bindung; (b) nicht immer klar ist, wo die ursprüngliche Gabe und die Gegengabe zu finden sind – eine Gabe kann Bänder oder Cluster von Zyklen erzeugen; und (c) der Austausch besteht nicht unbedingt in der Übertragung von Materie; das Gefühl – die etymologische Wurzel des Wortes Ästhetik – ist immer beteiligt, und die

¹³ Marshall Sahlins, *Stone Age Economics* (New York: Aldine de Gruyter, 1972), S. 193–196.

¹⁴ Melanie Klein, *Envy and Gratitude* (London: Virago Press, 1988), 10. Kapitel.

Gefühle betreffen per Definition die Verteilung des Eigentums, wie wir später sehen werden, wenn wir die Beziehung zwischen Freude und Dankbarkeit besprechen.

Diese Erweiterung des Begriffs der Gabe, die Ungewissheit der Rückgabe, die Zweideutigkeit von Gabe und Gegengabe und die Einbeziehung von Gefühlen sowie von Handlungen und Gegenständen in Austauschzyklen kann in der antiken griechischen Kultur in allen möglichen Einzelheiten genauer betrachtet werden. Die Tatsache, dass sich die Griechen langsam von einem auf Stammesclans basierenden System, das in hohem Maße vom Gabenaustausch abhängig war, zu einer Unzahl von Stadtstaaten und Militärkulturen entwickelten, die auf Bündnissen und Freundschaft, aber auch auf Opfern und Heldentum beruhten, bedeutet, dass sie alles, jeden Gegenstand, jede Handlung im Licht einer allgemeinen Ästhetik oder, wie sie es nannten, der Charis sahen. Obwohl wir es in Worten wie Charisma und Nächstenliebe (Caritas) sehen, wird der Begriff Charis gewöhnlich mit „Gnade“ übersetzt, abgeleitet vom lateinischen Gratia, ein Begriff, der heute eine ebenso starke theologische wie eine ästhetische Bedeutung von Gnade hat. So ist die Charis tief in der Idee der Gabe und ihrer Gegenleistung, aber auch in Gefühlen der Dankbarkeit und Erfüllung eingebettet. Ein Blick auf die altgriechische Kultur, um die Verwandtschaft zwischen der Gabe und der Schönheit besser zu verstehen, kann sich als äußerst erhellend erweisen, denn als Übergang vom einen zum anderen folgt es fast wörtlich dem sprunghaften Modell. Zwischen Gabe und Schönheit sehen wir, wie sich der Akt des Gebens in ein Objekt verwandelt, das sich als Gabe präsentiert, d. h. ein Objekt, das nicht einfach nur präsent ist, sondern mit einer gewissen Vorwärtsgewandtheit präsent ist und auf Dich, den Empfänger, wirkt. Dies ist, kurz gesagt, die Definition eines schönen Objekts mit all seinen Folgeerscheinungen von Bewegung und Ausrichtung.

Warum war die antike griechische Kultur so besessen vom Schönen? Wir sehen sie nicht nur in den akribisch bemalten Vasen und kunstvoll gemalten Tempeln, den raffinierten Sta-

¹² Godelier, *The Enigma of the Gift*, S. 163.

tuen und der Kleidung, sondern ebenso in den politischen Reden, die mit Hilfe der Überzeugungsgöttin Peitho gehalten wurden, und im Kämmen der Haare eines Soldaten und der Salbung seines Körpers vor der Schlacht.^[45] Im antiken Griechenland war die Schönheit in jeder Pore der Gesellschaft zu finden, im Herzen jedes Austauschs. Einer der Hauptgründe für die Entstehung von Schönheit muss die Verlagerung der Charis aus dem Reich der Bauernstämme in die Polis gewesen sein. Die Ermöglichung der Zirkulation von Grazie zwischen unterschiedlich großen Gruppen zu wechselnden Zeitpunkten und damit der Zirkulation von Werten, ermöglichte die Gründung der Stadt und des Staates, weit größerer Organisationseinheiten als Stämme und deren Dörfer. Was im tatsächlichen – zeitlichen – Austausch bei Zeremonien und Ritualen als Charis fungierte, begann unter primär räumlichen Bedingungen als Schönheit zu funktionieren. Der deutsche Klassik-Gelehrte Christian Meier argumentiert in seinem 1985 erschienenen Buch „Politik und Anmut“ überzeugend, dass die Polis auf einem hochgradig gestalteten und geregelten Zustand der Freundlichkeit, der Höflichkeit (im Englischen „politeness“, ein Begriff, der seine etymologischen Wurzeln offenbart) und der Pflege von Freundschaften (philia) beruht, die eine Vielzahl von Austauschen ermöglicht, in denen Gewalt die Ausnahme und Schönheit die Norm ist. Neben schönen Gegenständen begegnen wir auch stilisierten Umgangsformen, der Durchdringung von Musik und Tanz, der Redegewandtheit in allen möglichen Situationen, dem formalisierten Trinken von Wein während des Symposiums und sogar der Kunst der Honigherstellung^[46] – die Liste ist endlos.

Zunächst scheint es, dass die Verbindung zwischen Schönheit und Gaben-

15 Der Klassizist Christian Meier nennt in seiner „Politik und Anmut“ die Schönheit das „griechische Wunder“, während Michel Foucault in einem ähnlichen Zusammenhang von einer „Ästhetik der Existenz“ spricht („Der Mut der Wahrheit“, S. 161-164). Trotz seines geringen Umfangs war Meiers „Politik und Anmut“ (WJS Corso, 1985) in dieser Diskussion sehr einflussreich. Mehr über den Zusammenhang zwischen Austausch und Schönheit siehe: Bonnie MacLachlan, *The Age of Grace* (Princeton: Princeton University Press, 1993) und Arpad Szakolczai, *Sociology, Religion and Grace* (London: Routledge, 2007), Teil I

16 Carl Kerényi, *Dionysos: Archetypal Image of Indestructible Life* (Princeton: Princeton University Press, 1976), 2. Kapitel.

tausch die soziale (oder ethische) Natur des Ästhetischen offenbart,^[47] aber noch verstörender ist, dass sich das Gegenteil bewahrheitet: Das Soziale ist grundsätzlich ästhetisch. Schönheit ist in dieser Hinsicht die Verräumlichung der Charis, und in der Folge ihre Demokratisierung.^[48] Schönheit verhalf Charis zur Ausbreitung, zur Weitergabe zu jeder Zeit und an jeden Ort, statt nur während der Feste und Zeremonien, jener besonderen Ereignisse, die in Tempeln und Höfen organisiert werden. Im Zusammenhang mit dem Gabenkreislauf, der eine Form der Eigentumsverteilung darstellt, bedeutete Schönheit nicht nur eine Zunahme des Ausmaßes, sondern auch der Vorgehensweise. Schönheit konnte gegeben werden, bevor noch der Empfänger anwesend war, und empfangen werden, nachdem der Geber nicht mehr in Sichtweite war. Obwohl die Gegenleistung der Gabe in den Stammeskulturen bereits verzögert oder sogar als ausgesetzt bestimmt sein sollte, ging es immer um eine materielle Verbindung zwischen einem Geber, einer Gabe und einem Empfänger, wohingegen Schönheit sich über die Zeit in den Raum hinein erstreckt und es ermöglicht, das verteilte Eigentum am Geschenk zu vervielfachen. Denn wenn sie verräumlicht wird, wird die Gabe für alle, die ihr begegnen, verfügbar und damit zu einem öffentlichen Akt, der die Einrichtung des Raums zuvorderst zu dem des öffentlichen Raums macht. Der öffentliche Raum ist die Arena der Erscheinungen. Wenn die Gabe das Teilen unveräußerlicher Eigenschaften ist, zirkuliert Schönheit in der Öffentlichkeit und wird als nützlich für diese Öffentlichkeit, als öffentliches Gut, angesehen. Die Gabe wird nicht nur durch Freude, sondern auch dadurch zurückgegeben, dass die Menschen gute Bürger, Liebende oder gute Freunde sind. Marcel Hénaff spricht in diesem Zusammenhang von einer „unilateralen (einseitigen, die Red.) Gabe“^[49], ver-

17 Bonnie MacLachlan, *The Age of Grace* (Princeton: Princeton University Press, 1993), S. 11.

18 Wie 1954 von Hannah Arendt vorgeschlagen, dann 1985 von Christian Meier artikuliert Seite 43: „Auf diese Weise wäre Anmut in die Konstitution der Öffentlichkeit, in die Grundlagen des Zusammenlebens eingegangen“ und später von Marcel Hénaff übernommen in: 2002 *The Price of Truth* und von Arpad Szakolczai in seiner „Sociology, Religion and Grace“ von 2007.

19 Marcel Hénaff, *The Price of Truth*, Chapter Seven,

gleichbar mit Sahlins' reiner Gabe, und suggeriert, dass Schönheit ohne Gegenleistung auskommt. Letztlich kann von Einseitigkeit aber keine Rede sein; Schönheit markiert den Übergang vom einfachen Austausch der Gabe nicht in ihre Abwesenheit, sondern in einen mehrfachen Austausch. Sie befreite die Charis von den Ketten der Wirklichkeit und öffnete sie für den Raum und seine Organisation, die viele Wirklichkeiten enthalten können, denn jede Erfahrung von Schönheit ist in sich selbst eine individuelle Erfahrung. Die zeitliche Qualität der Charis verwandelte sich in die räumliche Qualität der Schönheit, eine Qualität, die schon sehr früh – bereits vor dem achten Jahrhundert v. Chr. – als ein Leuchten, Ausstrahlen oder Glänzen beschrieben wurde.

In „*The Age of Grace*“^[20] sammelt Bonnie MacLachlan fast ein Dutzend verschiedener Bedeutungen des Wortes Charis aus der altgriechischen Dichtung, sei es in Homers Ilias und Odyssee, Hesiods „*Werke und Tage*“ oder Pindars „*Olympische Oden*“, um nur einige ihrer Quellen zu nennen. Neben der Bedeutung der Gabe selbst kann Charis die Freude beinhalten, die die Gabe hervorruft, aber auch den Akt einer Gunst, einer sexuellen oder einer Freundlichkeit; eine Darbringung an die Götter; ein Gefühl der Dankbarkeit oder, allgemeiner gesagt, das Gemeinschaftsband, hergestellt durch die Charis; und nicht zuletzt die Schönheit: das Schöne einer Frisur, von Ohrringen, eines Kleidungsstücks oder einer Art zu sprechen oder zu singen. Die Breite des Spektrums ist überwältigend. Ein Mangel an Charis beschreibt Achilles am Beispiel Agamemnons und der fehlenden Belohnung für seine Tapferkeit auf dem Schlachtfeld, was Achilles so wütend macht, dass ihn kein Beutegut dazu bringen kann, seine Meinung zu ändern, bis sein Freund und Liebhaber getötet wird und er mit dem glänzenden Schild von Hephaistos (dem lahmen Schmied und Ehemann einer der Drei Grazien) in den Kampf zurückkehrt. In der Odyssee wird der Begriff

„The Paradoxes of Grace,“ esp. „Kharis and Polis,“ S. 246–252. Hénaff stützt seine Argumentation auf eine Lesart von Meiers „Politik und Anmut“, die meiner ähnlich ist, und zusätzlich auf Hannah Arendts „Zwischen Vergangenheit und Zukunft“.

20 MacLachlan, *The Age of Grace*, S. 21–34.

Charis auch verwendet, um die Schönheit des Odysseus zu beschreiben, wenn er sich durch ein Bad in Öl salbt, wobei „die Locken in Röllchen fließen wie die Hyazinthenblüte“^[21]. Und Charis bezeichnet ebenfalls die Ausstrahlung von Hera, wenn sie ihre „Ohrringe, die aus drei beerenartigen Tropfen bestehen / und viel Charis daraus schimmern“^[22], anlegt. Der glänzende Schild, der gleißende Körper, die schimmernde Schönheit – das sind ausnahmslos Formen von Ausstrahlung. In den meisten Fällen handelt es sich bei der Ausstrahlung nicht um tatsächliches Licht oder Reflexionen, sondern in erster Linie um das bereits erwähnte Verströmen von Eigenschaften durch ein Ding oder Wesen, wobei es sich sowohl um Akte wie Gefälligkeiten als auch um Gegenstände wie Ohrringe handeln kann. Ausstrahlung tritt auf, wenn Aktivität und Objekt untrennbar miteinander verbunden sind. Die Ausstrahlung ist nicht einfach nach außen gerichtet, sondern aktiv orientiert. Teile werden nicht passiv im Objekt gespeichert, durch Harmonie und Ordnung beruhigt und durch eine Operation, die man Schönheit nennt, ihrem Ursprung entrissen. Nein, in schönen Dingen gibt es eine gewisse Lockerheit der Teile, die zu einer Offenheit und sogar Verwundbarkeit des Objekts führt. Ich habe bereits Bewegung und Variation als formale Aspekte der Schönheit erwähnt, und obwohl dies nicht der Zeitpunkt ist, um ihre Beziehung zu untersuchen, ist es genau diese Verschmelzung von Aktivität und Schönheit, die wir als Anmut definieren, wie wir daran sehen, dass der Begriff „anmutig“ immer noch verwendet wird, um Gesten, Haltungen und Bewegungen, aber keine Gegenstände zu rühmen.

„Anmut“ sagte Schiller, „ist bewegliche Schönheit“^[23]. Und umgekehrt, wie Leonardo ein paar Jahrhunderte zuvor sagte: „Schönheit ist festgehal-

21 Odysseus „Hyazintisches Haar“ in der Odyssee 6.231

22 Iliad 14.182 und Odyssee 18.298.

23 Friedrich Schiller, „On Grace and Dignity,“ in: Schillers „On Grace and Dignity“ (dt: „Über Anmut und Würde“) in Its Cultural Context, eds. Jane Curran and Christopher Fricker (New York: Camden House, 2005), S. 125 [Schrägstellung entfernt]. Cf. Gotthold Ephraim Lessing: „Schönheit in Bewegung,“ in: Sämtliche Schriften, Ausgabe 6, XXI, S. 499.

tene Anmut“^[24]. Der Gedanke an das eine klärt das andere durch Umkehrung. Von der Schönheit, während sie physisch stillsteht, könnte man sagen, dass sie nicht als Bild, sondern als Akt erscheint, und von der Anmut könnte man sagen, dass sie nicht als Akt, sondern als Bild erscheint, obwohl sie physisch in Bewegung ist. Ein solcher Rollentausch verhindert, dass Handlungen einfach in die Zeitströme eingetaucht werden, und öffnet die Dinge (Bilder, Objekte) für Wechselseitigkeit und Erwidern. Sicherlich sind Schönheit und Anmut nicht identisch, und Schiller hat sie zu Recht unterschieden, obwohl es ein Fehler wäre, die Anmut von der Schönheit in der Weise zu unterscheiden, wie Hässlichkeit oder Pracht oder Niedlichkeit: konzeptuell sind Anmut und Schönheit gleichwertig, aber da die Anmut historisch gesehen zuerst in Form von Charis auf der Bühne erschien, bleibt sie im Kern der Schönheit. Anmut ist die Schönheit der tatsächlichen Bewegung, aber Schönheit ist die Bewegung der Gabe. An einem bestimmten Punkt in der Geschichte war es nicht mehr notwendig, dass der Gegenstand durch die Gabe buchstäblich überreicht wurde; in der altgriechischen Sichtweise genügte seine Schönheit. Daher wurde die Rolle zwischen dem Akt und dem Objekt langsam umgekehrt: in der Stammeswelt enthielt der Akt das Objekt, während in der griechischen Welt der Schönheit das Objekt den Akt des Gebens umfasste (siehe Abb. 2). Daher soll-

ten wir nicht einfach zu dem Schluss kommen, dass die Grazie aus der Bewegung und die Schönheit aus dem Stillstand besteht, da in beiden Fällen sowohl die Bewegung als auch der Stillstand eine Rolle spielen; in der Anmut wird die Bewegung objektiviert und in der Schönheit wird das Objekt mobilisiert.

Wenn Charis die Art und Weise definierte, wie die Mitgift einer Braut weitergegeben wurde oder wie ein General seinen Soldaten mit Beutegaben dankte, so unterschied sich dies zu einem bestimmten Zeitpunkt in der griechischen Geschichte nicht von dem Glitzern, das von Gold oder der Bewegung von Schmuck und Haaren ausging, oder von der Art und Weise, wie die Sonne ihre Strahlen hinunterschickte oder die Wolken die Felder mit Regen nährten. Der ursprüngliche Akt des Gebens ist der des Nährens. Für die alten Griechen war das Leben in immer wiederkehrende Zyklen des Gebens vertieft, die ebenso viele Kreisläufe des Teilens von Schönheit waren. Ein schönes Ding war eine Gabe, etwas, das hervorkam oder, wie oft geschrieben wurde, aufleuchtete. Es erschien nicht einfach (phainesthai, ein Begriff, der in zeitgenössischen Worten wie Phänomen, Phantasma und Epiphanie immer noch präsent ist), sondern war etwas, das mit einer Vorwärtsbewegung erschien (in Platons Wort ekphainesthai), wodurch Schönheit sowohl ein Objekt als auch eine Bewegung wurde.

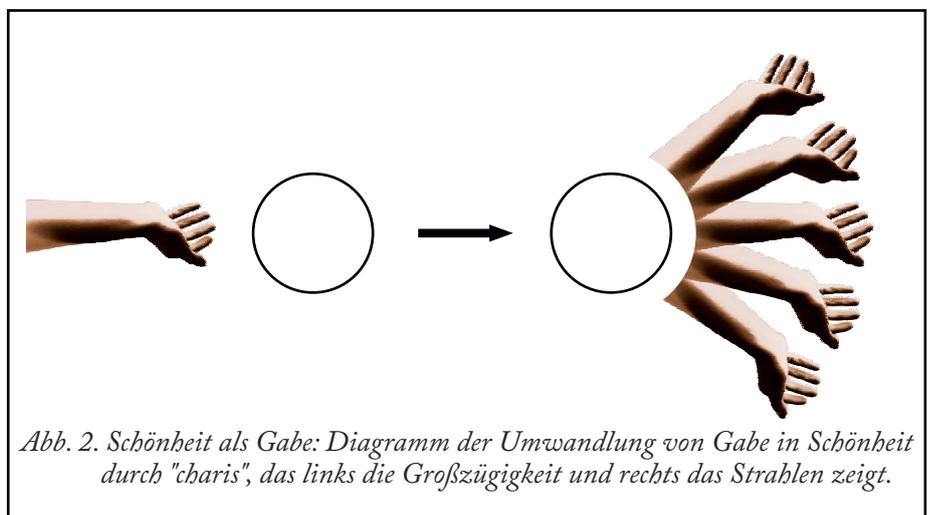


Abb. 2. Schönheit als Gabe: Diagramm der Umwandlung von Gabe in Schönheit durch "charis", das links die Großzügigkeit und rechts das Strahlen zeigt.

24 Zitiert aus „Henri Bergson's lecture on Félix Ravaisson“ veröffentlicht in „The Creative Mind“, Übers. M. Anderson (New York: Dover, 2007), S.207.



Die drei Grazien (Marmor, 1813 bis 1816) von Antonio Canova (1757–1822) – Foto: Yair Haklai, Eigenes Werk 10. August 2007, Sankt Petersburg, Quelle: https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Antonio_Canova-The_three_Graces-Hermitage.jpg Lizenz: CC BY-SA 2.5, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.5/> – Freigestellt auf Blauverlauf und perspektivisch entzerrt von Martin Bangemann unter (CC BY-SA 4.0) <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Die Gabe und ihre Gegenleistung sind der Grund dafür, dass die Drei Grazien zu einem so mächtigen Modell für das Verständnis von Schönheit geworden sind. Schauen wir uns zum Beispiel Antonio Canovas schöne neoklassische Skulptur der Drei Grazien an und sehen wir, wie die Hände, Arme, Ellenbogen, Knie ineinandergreifen, wie das Beugen, die Nachgiebigkeit oder sogar die Ausschließung eines Körperteils bei der Einen durch ein Teil der Anderen kompensiert wird. Tatsächlich sehen wir nicht drei junge Frauen stehen und einfach nur Händchen halten; wir sehen sie als Einheit. Anlehnen, Tanzen und Stehen sind miteinander vermischt, und wenn eine der Schwestern aussteigen würde, würden die anderen sicherlich

das Gleichgewicht verlieren und fallen. Wir erkennen eine Gruppe, die komplexer ist als drei lediglich miteinander verbundene Einheiten, ein Kollektiv, bei dem alle Teile miteinander verwoben sind und das sich um eine vertikale Achse dreht: drei Schwesterngöttinnen namens Aglaia, Euphrosyne und Thalia. Auf die beiden letzteren kehren wir weiter unten zurück, aber lassen Sie uns zunächst feststellen, dass der Name der Ersten buchstäblich Glanz bedeutet. Aglaia, wie sie Hesiod in seiner Theogonie^[25] nannte, wird in Homers Ilias als Cha-

25 Hesiods Theogonie, S. 945: „And Hephaestus, the famous Lame One, made Aglaea, youngest of the Graces, his buxom wife.“

ris^[26] erwähnt und in beiden Fällen als die Frau des Hephaistos beschrieben. Als strahlender Glanz stellt sie Schönheit perfekt dar; sie gibt ihr die verströmende Qualität, und das Licht ergießt sich aus ihr heraus.

Wenn wir Canovas Skulptur genauer betrachten, fällt uns etwas Merkwürdiges auf: Aglaia steht ein wenig höher als die beiden anderen – nicht viel, nur ein paar Zentimeter, aber es scheint beinahe angemessen, wenn man darüber nachdenkt, wie Dinge oder Menschen von Schönheit, die Aglaia verkörpert, „hervorstechen“ und nicht nur sich selbst, sondern oft auch andere übertreffen. Ich muss niemanden daran erinnern, dass Achilles ein Held ist, und „Held“ war im antiken Griechenland ein Fachbegriff, d. h. Teil des metaphysischen Systems, und das gleiche gilt für das Heldentum des Odysseus. Tatsächlich sind ihre Heldentaten die Grundlage der epischen Poesie, welche die Poesie des Ruhms ist, und Ruhm ist ein vertikaler Akt: Es macht einen Mann oder eine Frau zum Halbgott, bewegt ihn oder sie nach oben, aber es entfernt die Person auch aus der Wirklichkeit, um sie für die Unsterblichkeit vorzuzeichnen. Die griechische Gesellschaft, die sich durch die Erfindung der Begriffe *dêmos* (das Volk), *dikê* (Gerechtigkeit), *eirênê* (Frieden) und in gewisser Weise auch der Gleichheit voll und ganz auf den Aufbau einer horizontalen Ebene des Austauschs eingelassen hatte, konnte eine solche flache Gesellschaft nur errichten durch Götzen der Vertikalität, also Götter, Sieger und Helden, und das, was Hannah Arendt „Größe“^[27] nannte. Und dies war die Ursache für einige schwerwiegende Missverständnisse. Natürlich sind dies soziologisch zwei verschiedene Richtungen; ästhetisch jedoch wird die doppelte Bewegung in einen einzigen Akt der Schönheit verwandelt: Um vorwärts zu springen, d. h. eine horizontale Verbindung für die Wechselwirkung herzustellen, springen die Dinge (Menschen, Gegenstände, alles) zunächst nach oben. Um so weit wie möglich zu springen, muss man zunächst genügend Höhe gewin-

26 Ilias 18.382–18.383. Sie hat einen anderen Namen und handelt allein in der Ilias, ohne ihre beiden Schwestern Euphrosyne und Thalia.

27 Hannah Arendt, „Between Past and Future“ (New York and London: Penguin, 2006), S. 43–52, S. 63–64.

nen – ein Kunststück des Übermaßes bzw. ein Kunststück des Maßes. Jeder Sprung folgt seiner eigenen, spezifischen, gekrümmten Bahn. Es ist ein einziger gekrümmter Bahnverlauf, der zwischen zwei linearen Achsen konstruiert wird: eine vertikale, eine horizontale; eine der Exzellenz, die andere der Verbindung; eine der Aufopferung und Heldentaten, die andere der Gleichheit und Bindung.

Warum nicht eine rein vertikale Bewegung? könnte man fragen. Nun, das wäre die Bewegung des Erhabenen und des Heiligen, und das Erhabene kann nur durch Ehrfurcht, durch völlige Erstarrung und Passivität beantwortet werden, während das Heilige das ist, was sich aus dem Kreislauf zurückzieht,^[28] sich über die Gesellschaft erhebt, nicht zwischen den Menschen landet, sondern den Kreislauf blockiert, indem es Tabus setzt und mit all den anderen unberührbaren Wesenheiten hoch oben in der Luft bleibt. Als ich vorhin „schwerwiegende Missverständnisse“ erwähnte, bezog ich mich auf die Verwirrung des Erhabenen und des Schönen. Das Erhabene und das Heilige verlangen ständig, dass wir ihnen mit Unterordnung und Unterwerfung antworten: genauer gesagt, sie behandeln die Empfänger als Subjekte, im absoluten Gegensatz dazu, wie Schönheit funktioniert. Warum dann nicht einfach horizontal? Nun, ontologisch gesehen gibt es keinen Boden, auf dem man gehen kann; die Verbindungen zwischen den Dingen können nicht durch einen horizontalen Boden oder eine „Immanenzebene“^[29] bedingt sein; es gibt kein „Sub“ zur „-Stanz“. Ein Boden würde folglich ein vertikales System schaffen, da die Dinge notwendigerweise auf dieser tragenden Fläche stattfinden müssten, wodurch die Entwicklung von Gleichheit verhindert würde. Nein, schöne Dinge helfen sich selbst aus der Patsche. Das bedeutet nicht,

28 Eines der Hauptargumente in Annette Weiners „Inalienable Possessions“, später aufgegriffen von Maurice Godelier in „The Enigma of the Gift“. Beide tief in der Schuld stehend von Roger Caillois' 1959 „Man and the Sacred“ (Illinois, 2001).

29 Gilles Deleuze und Felix Guattari, „What is Philosophy?“ (New York: Verso, 1994), 2. Kapitel, „The Plane of Immanence.“ *My argument here is that even if the world consists of one layer, it is still stratified.* (dt.: Mein Argument hier ist, dass die Welt, auch wenn sie aus einer Lage besteht, immer noch geschichtet ist.)

dass es Helden oder Götter gibt oder sogar Gott selbst (und auch nicht, dass es sie nicht gibt); es bedeutet, dass man, um sich zu verbinden, die Lücke vor sich überspringen muss, und dazu braucht man eine Form des Glaubens (das ist der sprichwörtliche Vertrauensvorschuss)^[30], oder Opferbereitschaft oder Tapferkeit, obwohl ich nicht denke, dass Achilles mutiger ist als, sagen wir, eine blühende Lilie auf dem Feld, da beide bei Begegnungen die gleiche Verwundbarkeit zeigen.

Obwohl Schönheit zutiefst mit Exzess verbunden ist, würde die Verwechslung mit Ekstase, mit dem dionysischen *Rausch* oder sogar mit Terror^[31] bedeuten, ihr das notwendige Maß, das Metron, zu verweigern, das es erlaubt, das Geschenk an einen Empfänger weiterzugeben. Ohne Maß wird der exzessive Charakter der Schönheit sofort in das Reich des Erhabenen, in das Reich des Bataille-Exzesses^[32] abgleiten und sich unweigerlich ins Heilige zurückziehen. Jahrhundertlang hatten Ästhetiker Angst vor dem Exzess; diese Angst wurde fortschreitend von der Romantik assimiliert – wir hingegen scheuen das Maß grundsätzlich, durchdrungen vom Erdulden eines Jahrhunderts der Exzesse des Erhabenen, oder, wie es besser bekannt ist, vom Zeitalter der Moderne. Unser Überdruß hat sich als völlig unangebracht erwiesen: Wir hielten irrtümlich das Maß für Proportionen, Harmonie und consonantia, die lediglich zeitgemäße Variationen einer Handlung sind, die jedes Zeitalter neu erfinden und sogar herausfordern, wenn auch niemals blind abschaffen muss. Die Schönheit ist eine Art gemäßigter Exzess, und es ist entscheidend, sie klar und deutlich von der bloßen Harmonie einerseits und dem Erhabenen

30 Für Kierkegaard bedeutete es, dass der Glaube nur plötzlich kommen konnte, nicht allmählich (abschließende unwissenschaftliche Nachschrift zu den philosophischen Fragmenten), ähnlich, denke ich, wie wir uns „verlieben“, oder wie der Mensch in Ungnade fällt, oder wie man einen Vortrag beginnt: es kann nicht getan werden, ohne plötzlich hineinzuspringen.)

31 Rilke, Duino Elegies: „beauty is nothing / but the beginning of terror, which we still are just able to endure.“ (dt. im Original: „Das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen.“)

32 Georges Bataille, „The Accursed Share: An Essay on General Economy“, 2 vols. (New York: Zone Books, 1983 and 1988).

andererseits zu unterscheiden, ebenso von Pracht oder Prunk. Die Kosten unseres Vertiefens in eine Ästhetik des rein Vertikalen sind enorm, da dies der Schönheit die Schaffung lokaler – nicht globaler (es gibt keine „Welt“, was die Schönheit betrifft) – Horizonte verweigert, dementsprechend auch von Aktionssphären und Austauschzyklen, oder sogar kollektiven Stimmungen, Atmosphären und Lebensstilen. 

Teil 2:

„Radianc and Existence – Glanz und Existenz“

folgt in
HUMANE WIRTSCHAFT 2/2020

Zum Autor

Prof. Lars Spuybroek



Foto: Larry Knox - eigenes Werk
CC BY-SA 4.0,
<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=67318988>

(geb. 1959) ist Professor für Architektur am Georgia Institute of Technology in Atlanta und Autor mehrerer Bücher über Design und Ästhetik. Nach dem Bau des Wasserpavillons der HtwoOexpo (1997) und von Kunstwerken wie dem D-Tower und dem Son-O-House in den Niederlanden und dem Maison Folie (2004) in Lille, Frankreich, wandte sich Spuybroek dem Schreiben und Lehren zu. Der Essay in dieser Ausgabe ist Teil von Spuybroeks Forschungen über die Natur der Schönheit, die mit „The Sympathy of Things“ (2011) begann, einem Buch, das überraschende Verbindungen zwischen den Theorien von John Ruskin und dem digitalen Design herstellt.

2020 wird sein neues Buch erscheinen: „Grace and Gravity: Architectures of the Figure“ (London: Bloomsbury, 2020), in dem die in diesem zweiteiligen Essay behandelten Themen ebenfalls eine Rolle spielen.

Selbstverwaltung mit „Dreigliederung des sozialen Organismus“

Nach 3 mal 33 Jahren noch zu wenig realisiert?

Karl-Dieter Bodack

Die Hundertjahrfeiern“ bringen die „Dreigliederung des sozialen Organismus“, die Rudolf Steiner in den Jahren ab 1917 in vielen Vorträgen und Gesprächen vorschlug, in das Blickfeld tausender engagierter Menschen. Woran liegt es, dass diese Sozialgestalt großes Interesse findet, jedoch wenig praktiziert wird? Zwar hat sie nach etwa 33 Jahren im Grundgesetz der Bundesrepublik und später im Grundlagenvertrag der Europäischen Union (mit den Kapiteln „Freiheiten - Gleichheit - Solidarität“) bemerkenswerten Niederschlag gefunden: Ist es jetzt „an der Zeit“, dass sie ihre heilsamen Wirkungen auch in Initiativen und Einrichtungen entfalten könnte und sollte? Der Verfasser hat in der Deutschen Bundesbahn, in Unternehmen und Waldorfschulen mit diesen Intentionen Rudolf Steiners gut und erfolgreich arbeiten können. Warum geschieht dies nicht auch in anderen Einrichtungen, in denen Mitwirkende zwar diesen Sozialimpuls kennen, ihn jedoch nicht verwirklichen?^[1]

Zunächst lassen sich Hindernisse in der Übertragung Rudolf Steiners Perspektiven auf aktuelle Verhältnisse erkennen: Im Chaos der Auflösung des Kaiserreichs zielten seine Vorträge und Vorschläge damals vor allem auf die Gestaltung neuer staatlicher Strukturen. Später erklärte er, dass diese Intentionen in den 1920er Jahren gescheitert seien und sie „nach 33 Jahren in verwandelter Gestalt aus dem Grabe ...“ erstehen würden. Dies kann tatsächlich in den politischen Umwälzungen direkt nach 1949 und 1983 gefunden werden.

Nun stellt sich uns die ernste Frage, wie heute, nach 3 x 33 Jahren, die „verwandelte Gestalt“ der „Dreigliederung des sozialen Organismus“ aussieht und wie wir sie schaffen können: Gibt

¹ Soziale Dreigliederung steigert die Produktivität, Anthroposophie weltweit, Dornach, 4, 2016



Rudolf Steiner um 1905
Foto gemeinfrei, Quelle: wikipedia.org

es doch offensichtlich vielfach genügend Freiräume in Initiativen, Schulen und Unternehmen, um deren soziale Strukturen gemäß Rudolf Steiners „Dreigliederung“ zu gestalten! Was müsste getan werden, damit sie nunmehr ins Leben tritt?^[2]

Allerdings steht dem offensichtlich ein überliefertes Denken entgegen, das verhaftet ist in Polaritäten, in dualen Denkmustern. Verhalten ist gut oder böse, Erkenntnisse richtig oder falsch, Gestaltungsformen nützlich oder schädlich. In den Sozialwissenschaften, psychologischen Disziplinen und der aktuellen Philosophie werden Polaritäten zwar skaliert, also mit Zwischenstufen bewertet: trotzdem bleibt das Wahrnehmen, Denken und Erkennen in Gegensatzpaaren verhaftet. Von C.G. Jung bis zu Ken Wilber findet man soziale Phänomene oft in Doppelpolaritäten dargestellt, abgebildet in And-

² Dreigliederung in der Schule? Erziehungskunst Heft 4, Stuttgart, 2018



reaskreuzen: Auch sie bleiben jedoch stets Denkschemata mit Dualitäten. Im solchem polaren Denken zeigen sich die drei Ideale, die mit der Dreigliederung verwirklicht werden sollen, in den Gegensatzpaaren

- Freiheit « \llcorner » Unfreiheit, Unterdrückung, Zwang
- Gleichheit « \llcorner » Ungleichheit, Privilegierung, Unterdrückung
- Solidarität « \llcorner » Unsolidarität, Übervorteilung, Ausbeutung.

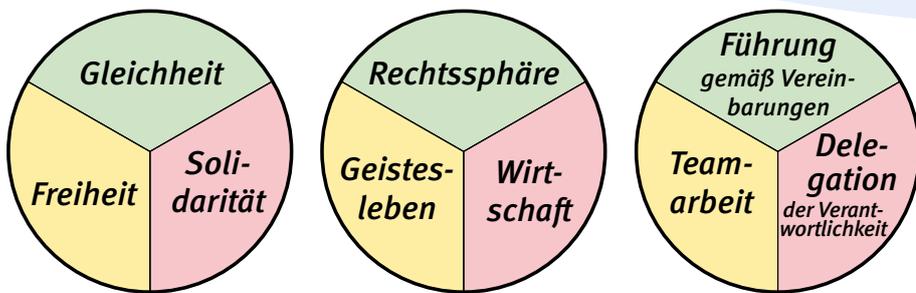
Damit erscheint es vordergründig einleuchtend, dass soziale Verhältnisse umso besser werden, je mehr Freiheit, je mehr Gleichheit, je mehr Solidarität verwirklicht werden.

Folgt man solchen kurzsichtigen Schussfolgerungen, so führen sie alsbald zu konfliktgeladenen Auseinandersetzungen, weil verkannt wird, dass

- ein Zuviel an Freiheit zu Willkür und Despotie führt,
- ein Zuviel an Gleichheit die Individualitäten der Menschen standardisiert und normiert,
- ein Zuviel an Solidarität Zwänge im Sozialen verursachen wird.

Rudolf Steiners ganz wesentliche Einsicht in den „sozialen Organismus“ war, dass jedes der drei Ideale mit den beiden anderen untrennbar verknüpft und verbunden ist, dass „Menschlichkeit“ von einem spezifischen „Gleichgewicht“ der drei Ideale abhängt, denn

- Mehr Freiheit reduziert Gleichheit und/oder Solidarität, weniger vergrößert diese,
- Mehr Gleichheit reduziert Freiheit und/oder Solidarität, weniger vergrößert diese,
- Mehr Solidarität reduziert Freiheit und/oder Gleichheit., weniger vergrößert diese.



Die Abhängigkeiten „Dreigliederung“ hat er gelegentlich mit Kreisdarstellungen skizziert, für die genannten Ideale ergibt sich dann das linke Kreisbild. Überträgt man diese Erkenntnis auf die sozialen Modalitäten, mit denen diese Ideale realisiert werden können, so ergeben sich für eine Initiative oder ein Unternehmen entsprechende Kreisbilder. Sie sehen sehr einfach und einleuchtend aus, sind allerdings in der Praxis, selbst in anthroposophisch orientierten Einrichtungen, kaum zu finden. Mit der Größe der Kreissegmente kann dargestellt werden, wie weit oder wie wenig die drei Ideale, die drei Lebensfelder und die drei entsprechenden Führungsmethoden tatsächlich realisiert sind.^[3]

- Teamverhalten veranlagt und ermöglicht Geistesleben, also Entwicklung, Innovationen,
- Vereinbarungen und deren Einhaltung durch Führung schaffen den Rechtsbereich und
- delegierte Aufgaben ermöglichen den Mitarbeitern, Kundenorientierung zu praktizieren indem sie die Bedürfnisse der Betroffenen erfüllen („Delegation der Verantwortlichkeit“).

Genau diese drei „Managementmodalitäten“ spiegeln die „Dreigliederung des sozialen Organismus“! Werden sie in praxiskonformer Weise realisiert, treten die drei Ideale in die Arbeitswelt und schaffen damit „Menschlichkeit“. Statt der Ausgestaltung dieser drei Lebensfelder gibt es in Einrichtungen oft nur die Wahl oder Benennung von „Verantwortlichen“, denen dann „Nichtverantwortliche“ gegenüberstehen, Vorstände entscheiden, Mitarbeiter führen aus! Selbst wenn alle Eltern und Lehrer Mitglieder eines Schulvereins sind, wählen de facto in der Regel passive Mitglieder die aktiv-Tätigen. Rudolf Steiners Vision „aktiv tätig sein wollender Mitglieder“ gibt es dann oft nur im Verborgenen, in Gesprächen, in denen

„Die da oben“ kritisiert werden. Damit kann kein „sozialer Organismus“ entstehen, in dem alle drei Ideale gleichermaßen verwirklicht werden!

Selbstverwaltung mit „Dreigliederung des sozialen Organismus“

Sobald Menschen zusammenwirken, werden Kräfte geweckt:

- Einsichten, Erkenntnisse, Ideen und Innovationen wachsen mit dem Engagement der Beteiligten, das, was Rudolf Steiner als „Geistesleben bezeichnete, ebenso können auch
- Leistungen, Nutzen und Güter entstehen, also Felder des Wirtschaftens.

Je stärker diese Felder gepflegt werden, je erfolgreicher sie entwickelt werden, umso mehr können bei den aktiv Mitwirkenden („Verantwortlichen“)

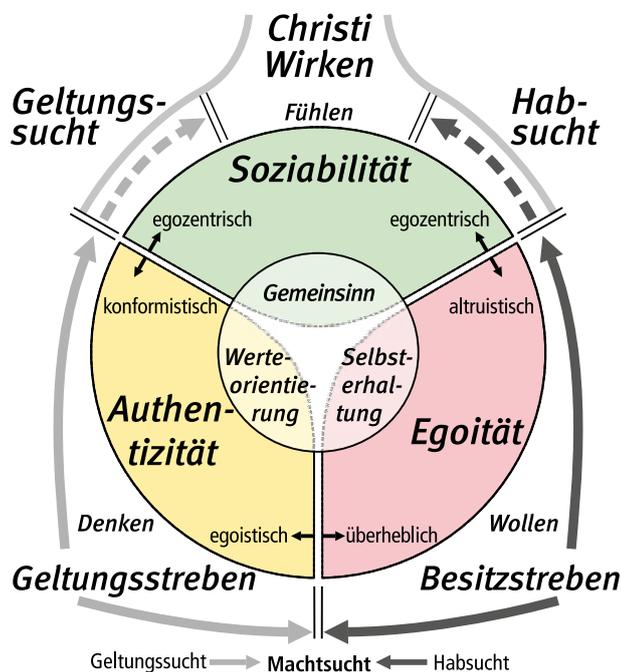
- Geltungsbewusstsein, Geltungstreben bis zu Geltungssucht entstehen und/oder
- Besitzstreben, Tendenzen zur Vorteilsnahme bis zu Habsucht geweckt werden.

Jede dieser beiden Tendenzen reduziert den Gemeinsinn, gefährdet damit das Zusammenwirken und das Erreichen der gemeinsamen Ziele. Treten diese Tendenzen immer stärker in Erscheinung, entstehen Ausgrenzungen und Konflikte: Die Gemeinschaft sieht sich dann veranlasst, Mitglieder auszuschließen — oft gerade diejenigen, die zwar fachlich hoch qualifiziert sind, jedoch als im sozialen Kontext nicht integrationsfähig erscheinen. Wie kann bei solchen Tendenzen der „Gemeinsinn“, die „Soziabilität“ dauerhaft erhalten werden?

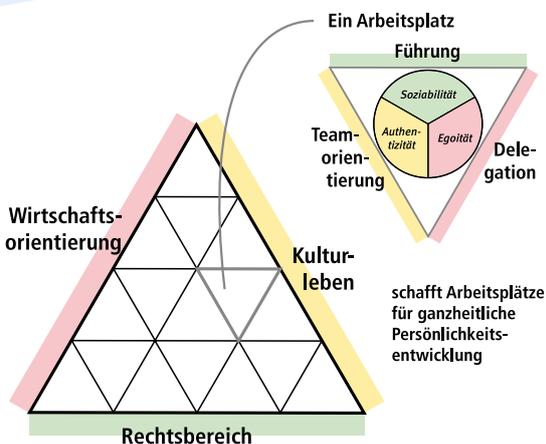
Dabei offenbaren sich drei Wirkungsebenen, „Dimensionen“ des Ich:

- Aus dem Denken und Erkennen bilden sich Überzeugungen und Wertvorstellungen, die individuelle „Authentizität“ veranlassen und dem Geltungstreben unterliegen,
- Selbsterhaltungswille führt zu Besitzstreben, diese Dimension der Ich-Aktivitäten nenne ich „Egoität“ (Egoismus ist eine überstarke Ausprägung, die zu Habsucht führen kann),
- Die Regungen und Aktivitäten zu Gemeinsinn prägt die Ich-Dimension „Soziabilität“ (Alfred Adler), die Fähigkeit, mit Anderen mitzuempfinden und daraus zu handeln.

Wirken beide Suchterscheinungen – Geltungssucht und Habsucht – auf Menschen, so entsteht „Machtsucht“, das Bestreben, Andere zu indoktrinieren und auszubeuten.



³ Sich selbst entdecken - Andere verstehen, Schritte zu Selbstentwicklung und erfolgreicher Zusammenarbeit, 8. Auflage, Aachen, 2016



Wie kann in einer Initiative, einer Schule, einem Unternehmen verhindert werden, dass Mitwirkende solchen Strebungen unterliegen, die ja das Zusammenwirken erschweren und ggf. sogar unmöglich machen können? Hier schafft die „Dreigliederung“ gute Perspektiven, hier findet sie ihren tieferen Sinn: Gilt es doch, die Rechtssphäre als Mitte zwischen Geistesleben und Wirtschaft so zu gestalten, dass in den beiden anderen Feldern „gesundes“ Wachstum angeregt, jedoch übermäßiges Wachstum begrenzt wird. Dabei muss sich auch ein sozialer Organismus „lebendig“, d. h. in Entwicklung befindlich gesehen werden.

Rudolf Steiner:

„Das Schlechte oder Böse hat zwei Aspekte; sie sind allerdings in sich von krassem Gegensatz, nämlich Mangel und Übertreibung.... Das Gute ist ein Mitte- oder Gleichgewichtsproblem – und daher auch so schwer zu erfassen.“^[4]

Er bezeichnet das hier benannte Geltungsstreben als Wirkung der Geistmacht „Luzifer“ und das Besitzstreben als Wirkensfeld „Ahrimans“. Beide sind

4 Rudolf Steiner: Themen aus dem Gesamtwerk, Band 19: Das Mysterium des Bösen, herausgegeben von Michael Kalisch, Stuttgart, 1999

Helfer der Menschen in ihrer Entwicklung, haben jedoch das Bestreben zu immerwährendem Wachstum mit der Folge, dass der Gemeinsinn reduziert wird: Diesen zu erhalten, obliegt der Rechtssphäre. Sie muss durch Vereinbarungen, Regeln und Gesetze die Sozibilität wecken, stärken und auf Dauer erhalten.^[5] Jede Gemeinschaft braucht sie, sie stehen über allen anderen Aktivitäten. Damit sie eingehalten werden, müssen dafür Verantwortliche benannt sein, die „Führung“ ausüben - stets jedoch nur im Namen der Gesetze und Vereinbarungen!

In einer Schule als Organ im Geistesleben kommt es vor allem darauf an, möglichst viele Aktivitäten auf der freien Initiative, auf Intentionen der Mitwirkenden zu gründen: Nur so werden geistige Impulse für das Schulleben gewonnen. Sie werden umso stärker werden, je mehr Schulmitglieder mitwirken (6). In der Eigeninitiative weckt das Höhere Ich der Mitwirkenden real wirkende geistige Kräfte, die dann in die Gemeinschaft einfließen können. In einer so gestalteten Einrichtung darf jeder, der eine Idee, eine Intention hat, sie in die Schule einbringen. In einem nächsten Schritt – quasi als „Läuterung“, also Reinigung von egozentrischen Interessen – muss er gemäß den Bestimmungen einer adäquaten Satzung mindestens zwei weitere Mitglieder finden, die ähnlich Intentionen mit ihm teilen. Damit wird die Rechtssphäre angesprochen: Die Gruppe

5 Arbeitsgruppe "Zusammenarbeit gestalten - Rechtsgestaltung aus anthroposophischer Erkenntnisarbeit" im Arbeitszentrum München der Anthroposophischen Gesellschaft: Grundsätze und Anregungen zur Rechtsgestaltung von Initiativen, Einrichtungen und Unternehmen (kann vom Verfasser angefordert werden).

muss ihr Arbeitsfeld definieren, sich eine Geschäftsordnung geben und sich der Schulgemeinschaft bekannt machen. Damit tritt ein „Arbeitskreis“ als Organ in das Schulgeschehen ein. Sodann muss sich dieser Kreis mit anderen Kreise absprechen; Ziele, Aktivitäten und Finanzbedarf mit anderen Kreisen koordinieren: Es entstehen damit Zusagen und Absprachen, also „Wirtschaftsleben“ im Sinne der „Dreigliederung des sozialen Organismus“, wie sie Rudolf Steiner intendierte. Mit einem solchen Prozessgeschehen wird sie in der Selbstverwaltung einer freien Schule verwirklicht: Ein Vorstand wird damit überflüssig und ist nur für solche Arbeitsfelder notwendig, für die sich keine Initiativkreise bilden.^[6]

6 Karl-Dieter Bodack: Ein Leben mit Spuren - Als Anthroposoph bei der Deutschen Bahn, Frankfurt, 2019, in diesem Buch sind Beispiele der "Dreigliederung" in Schule, Unternehmen und Bundesbahn dargestellt.

Zum Autor Prof. Dipl.-Ing. Karl-Dieter Bodack, M.S.



geboren 1938, studierte in Essen, Stuttgart und Berkeley Maschinenbau und sozialwissenschaftliche Fächer, arbeitete in Stabs- und Führungspositionen der Bundesbahn und DB AG, wirkte mit bei der Gründung einer großen GmbH und einer Waldorfschule. Er berät Einrichtungen und Unternehmen als Verkehrsexperte u. a. auch den Deutschen Bundestag, leistet Lehr- und Beratungsarbeit in Hochschulen, sozialen Initiativen und Unternehmen in Fragen der Unternehmenskultur und Sozialstruktur, die die beschriebenen und andere Krisen vermeiden sollen.

Kontakt: kdbodack@icloud.com

Karl-Dieter Bodack:
„Ein Leben mit Spuren – Als Anthroposoph bei der Deutschen Bahn“

Info3 Verlag, Frankfurt, 2019, 336 Seiten, gebunden

€ 24,00 ISBN 978-3-95779-103-0

<https://hwlink.de/info3-Bodack>



Neues von der Stiftung für Reform der Geld- und Bodenordnung

Das zu Ende gegangene Jahr 2019 stellte in mehrfacher Hinsicht eine Zäsur für die Stiftung dar:

1. Nach 35-jähriger Tätigkeit für die Stiftung (von 1983 bis 1990 als freier Mitarbeiter und von 1990 bis 2018 als wissenschaftlicher Angestellter) ging Dipl.-Ökonom Werner Onken zum letzten Jahreswechsel in den Ruhestand. Bis zur Regelung seiner Nachfolge bleibt er vorläufig ehrenamtlicher Redakteur der „Zeitschrift für Sozialökonomie“, Verwalter des „Archivs für Geld- und Bodenreform“ und Mitorganisator der Tagungsreihe „Mündener Gespräche“.

2. Nach dem Erscheinen der 200. Folge der von der Stiftung gemeinsam mit der „Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft 1950 e. V.“ herausgegebenen „Zeitschrift für Sozialökonomie“ im Juli 2019 wurde die Printausgabe eingestellt. Die Zeitschrift wird als Onlineausgabe mit Aufsätzen, Buchrezensionen und Berichten weiter bestehen.

3. Nach einer 40-jährigen vertrauensvollen und qualifizierten Zusammenarbeit mit dem Ehepaar Gabriele und Christoph Gauke beendeten die Gaukes zum Ende des Jahres 2019 aus Altersgründen ihre Tätigkeiten als Inhaber des „Verlags für Sozialökonomie“ sowie als Webmaster der von der Stiftung betriebenen Internetseiten:

www.stiftung-geld-boden.de
www.sozialoekonomie-online.de
www.sozialoekonomie.info
www.silvio-gesell.de
www.dieter-suhr.inf

und der von der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft betriebenen Internetseite:

www.sozialwissenschaftliche-gesellschaft.de

Nachfolger als Webmaster ist ab Januar 2020 der Informatiker Vlado Plaga. Für weitere Buchveröffentlichungen steht der Münsteraner Verleger Thomas Kubo bereit, der bereits eine Neuauflage von Helmut Creutz' „Geldsyndrom“ sowie einen „Grundsteuer-Reader“ herausgebracht hat.

Auf der Internetseite www.stiftung-geld-boden.de gibt es ausführliche Informationen über die bisherigen



Werner Onken

Alwine Schreiber-Martens, Werner Onken, Gudrun Müller und Thomas Betz (von links nach rechts).

Kernaufgaben der Stiftung sowie über zusätzliche von ihr geförderte Projekte.

4. Nach dem unerwarteten Tod des Juristen Fritz Andres, der die Geschicke der Stiftung seit dem Jahr 2000 bis zu seinem Tod am 6. Juni 2019 kenntnisreich und umsichtig geleitet hat, wurde Werner Onken im August 2019 zum neuen 1. Vorsitzenden der Stiftung gewählt. 2. Vorsitzender der Stiftung bleibt Dipl.-Kfm. Thomas Betz. Weitere Mitglieder des Stiftungsvorstandes sind Dipl.-Bibliothekarin Gudrun Müller und Dipl.-Mathematikerin Alwine Schreiber-Martens.

Nach der Pensionierung von Werner Onken und dem Wegfall von Personalkosten ging der Stiftungsvorstand bei seiner letzten Zusammenkunft mit Fritz Andres durchgeführten Vorstandssitzung im März 2019 davon aus, dass die finanziellen Reserven der Stiftung vorläufig ausreichen könnten, um die Pflege der Internetseiten, den Unterhalt des „Archivs für Geld- und Bodenreform“ und den Erhalt der Grabstelle von Silvio Gesell auf dem Städtischen Friedhof Oranienburg zu gewährleisten, außerdem um noch einige Tagungen durchzuführen und hin und wieder Bücher im Thomas Kubo Verlag in Münster herauszugeben wie ein be-

reits geplantes Buch mit ausgewählten Aufsätzen von Fritz Andres.

Der neue Vorstand hat jedoch die Hoffnung, dass es der Stiftung entgegen den bisherigen Erwartungen vielleicht doch gelingen könnte, mit Hilfe weiterer Spenden und testamentarischer Vermächtnisse wieder eine mit monatlich 1.000 Euro brutto dotierte Teilzeitstelle einzurichten, damit die Kontinuität insbesondere für die Online-Redaktion der „Zeitschrift für Sozialökonomie“ und für die Durchführung von Tagungen auch auf mittlere und längere Sicht gewahrt werden kann. Wir bleiben also auf kleinere und größere Zuwendungen angewiesen, um die Stiftung für die nächsten 10–15 Jahre zukunftsfähig machen zu können. Hierfür stellen wir auch Spendenbescheinigungen zur Vorlage beim Finanzamt aus.

Unsere Bankverbindung lautet:

GLS-Gemeinschaftsbank

BLZ 430 609 67 | Konto-Nr. 102 33 00

IBAN: DE59 4306 0967 0001 0233 00

BIC: GENODEM1GLS

Wenn Sie ein persönliches Gespräch mit der Stiftung wünschen, dann nehmen Sie bitte Kontakt auf mit:

Werner Onken, Dipl.-Ökonom

Weitzstr. 15, 26135 Oldenburg

Tel.: 0441 - 36 111 797

Mail: onken@sozialoekonomie.info



George Fox, 1835, Gründer der Quäker
Abbildung gemeinfrei - Quelle: Library of Congress
<https://www.loc.gov/item/2003670321/>

Es ist Sonntag, 15. Dezember 2019, dritter Advent. Die Weihnachtszeit ist die einzige Zeit im Jahr, in der ich ungern zum Gottesdienst gehe. Das liegt an meiner Erziehung. Wir hatten kein Fernsehen. Mit sechs habe ich meinen ersten Film gesehen, im großen Provinz kino in Bad Ems mit meinen Eltern: Das Evangelium Matthäus von Pasolini. Seitdem ist Jesus für mich der Mann mit den stechenden Augen aus dem Pasolini-Film, der den Menschen mit der Vollmacht des Messias ins Gewissen redet. Das Kind in der Krippe ist mir fremd geblieben. Deshalb will ich an diesem Sonntag etwas anderes machen: Ich werde zu einer Andacht der Quäker in Frankfurt fahren. Die Quäker lehnen Gewalt ab. Sie suchen Gott in der tätigen Hilfe für ihre Mitmenschen. Das Spektrum ist breit: Auch wenn viele vom Christentum herkommen, gibt es neben evangelikalen und liberalen auch buddhistische Quäker.



Vor kurzem haben Filomena und ich im Fernsehen „High Noon“ (12 Uhr mittags) von Fred Zinnemann angeschaut, den zweiten Film, der mir aus früher Kindheit in Erinnerung ist. Grace Kelly spielt darin eine Quäkerin, die Kane (Gary Cooper),

den Sheriff des Ortes, an seinem letzten Arbeitstag heiratet. Mitten in die Hochzeitszeremonie platzt die Botschaft, dass der Verbrecher Frank Miller auf dem Weg in die Stadt ist, um sich an Kane zu rächen, dem Mann, der ihn ins Gefängnis gebracht hat. Einerseits aus Pflichtgefühl, andererseits aus der sicheren Einschätzung, dass der Konflikt unvermeidlich ist („wir hätten nie Ruhe“), will Kane sich Frank und seinen drei Komplizen stellen. Franks Zug kommt um 12 Uhr mittags. Bis dahin versucht Kane Helfer zu finden. Er geht in die Kirche und fragt, wer mit ihm kommen will. Es folgt ein großes Palaver: „Hätte man damals auf mich gehört, hätten wir heute diese Probleme nicht“, sagt ein älterer Herr. Am Ende geht Kane so allein zurück wie er gekommen ist. Immer wieder erklingt die sanfte, melancholische Melodie aus der ersten Szene. „Do not forsake me, oh my darling.“ Kanes Frau will gemäß ihrem Glauben als Quäkerin, der sie zu absoluter Gewaltfreiheit verpflichtet, sofort abreisen, bleibt aber dann da. Beim finalen Schusswechsel tötet sie aus einem Fenster heraus einen Gangster und rettet ihrem Mann das Leben. In der letzten Szene wirft Kane den Bewohnern des Ortes, die voller scheinheiliger Begeisterung aus ihren Löchern gekrochen sind, seinen Sheriffstern in den Staub vor ihre Füße und fährt mit seiner Frau davon.

In Deutschland treffen sich die Quäker, um zu schweigen. Eine Stunde lang werden wir in einem Gemeindehaus auf einer Bank nebeneinandersitzen und nichts sagen. Wir werden in uns hinein hören und versuchen zu verstehen, was Gott uns sagen will. 60 Minuten

lang. Früher dauerte Fiebermessen 10 Minuten. Das kam mir damals sehr lang vor. Eine Quäkerandacht ist genau so lang wie sechs Mal Fieber messen. Ich weiß beim besten Willen nicht: Werde ich das schaffen? Bislang hat Gott immer im Schlaf zu mir gesprochen oder in dem Dämmerzustand kurz vor dem Aufwachen. Auf diese Weise bringt er mein Tagesgeschäft nicht durcheinander. Ich habe ein kleines Ingenieurbüro, das immer wieder ums Überleben kämpfen muss. Es ist schön, dass er mich da in Ruhe lässt.

Aber der Sonntag ist sein Tag. Da will ich ihm entgegenkommen. Ich frühstücke nicht. Gestern haben wir den 50. Geburtstag eines Freundes aus unserer Gemeinde gefeiert. Das Buffet war sehr reichhaltig, und ich habe viel zu viel gegessen. Um 9:15 schwinde ich mich auf mein Fahrrad und nehme Kurs auf Frankfurt. Ich bin schon öfter mit dem Fahrrad nach Frankfurt gefahren und weiß aus Erfahrung: Bei zügiger Fahrt bin ich in genau 90 Minuten am Mainufer. Von da habe ich noch 15 Minuten bis zum Beginn der Andacht um elf Uhr in der Leerbachstraße nördlich der Alten Oper. Das ist zu schaffen. Kräftig trete ich in die Pedale. Es geht gut voran. Zwischen Wixhausen und Egelsbach fahre ich über das erste Teilstück des neuen Fahrradschnellwegs zwischen Darmstadt und Frankfurt. Ab Langen nehme ich den Weg an der B3 entlang. Das geht am schnellsten. Nach einer Stunde bin ich am Ortsausgang von Neu-Isenburg. Eine Straßenbahn in Richtung Frankfurt steht abfahrtsbereit an der Endhaltestelle. Ich bin gut in der Zeit, also fahre ich weiter.

Kurz danach fängt es an ziemlich stark zu regnen. Mitten im Frankfurter Stadtwald werde ich vom üblichen Weg umgeleitet. Die Umleitungsbeschilderung ist miserabel, die Brille beschlagen, der Untergrund feucht und glitschig. Ich orientiere mich mehr durch Instinkt als durch Überlegung. Irgendwann komme ich am Bahnhof Frankfurt-Louisa an.

Über einen schmalen Weg voller Laub geht es parallel zur Bahn weiter Richtung Frankfurt bis zur Mörfelder Landstraße. Ich habe Zeit verloren, aber nicht zu viel. Um den Kreuzungsbereich zwischen Holbeinstraße, Kennedyallee und Gartenstraße zu überqueren, muss man als Radfahrer eine Stafette von drei Ampeln überqueren. Obwohl wenig Verkehr ist, dauert es bei der ersten Kreuzung zwei Minuten, bis die Ampel grün wird. An der zweiten Ampel stehe ich genau so lang. Ein Pärchen kommt und drückt den kleinen Knopf eines Bedarfsmelders, den ich übersehen hatte. Eine weitere Minute vergeht. Wenn ich jetzt nicht losfahre, komme ich zu spät und störe die Andacht. Die Ampel steht immer noch auf Rot und ich fahre über die Kreuzung. Um Punkt 10:45 bin ich am Mainufer. Auf dem Holbeinsteg humpelt eine junge Frau mit einer Krücke auf mich zu. Möchte sie Geld? Ich bin in Eile; ich fahre weiter. In der Taunusanlage vor dem Opernplatz weicht eine Fußgängerin einer großen Pfütze aus genau in mein Fahrrad hinein und bringt mich kurz zum Anhalten. Wenige Minuten später stehe ich vor der Tür der Katharinenkirche in der Leerbachstraße 18. Es ist 10:57. Unter dem Anorak dampft meine Haut vor Anstrengung.

Die Straße ist ausgestorben. Ich betätige zwei Klingelknöpfe, aber es tut sich nichts. Es ist niemand da. Die plötzliche Ruhe nach der schnellen Fahrt lässt mich frösteln. Ich fahre noch einmal um den Block, schaue in den benachbarten Hinterhof, aber es ist alles still. Ich bin etwas ratlos. Ich muss wohl ohne Andacht wieder zurück. In Neu-Isenburg bin ich an mehreren einladend aussehenden Bäckereien vorbeigefahren. Vielleicht mache ich da halt und frühstücke. Mit dieser angenehmen Aussicht fahre ich langsam durch die Taunusanlage zum Main, umrahmt von den Hochhäusern der Frankfurter Skyline. Die Embleme der Banken sind ganz oben angebracht, mit Zurückhaltung, aber deutlich. Wuchtig überragen die Geldhäuser die unscheinbar kauenden Gotteshäuser. Architektur spiegelt die wahren Verhältnisse. Mit starrem Blick kommen mir drei Touristen entgegen. Jeder trägt ein Smartphone vor sich her und einen Stöpsel im Ohr. Sie sehen aus, als wären sie ferngesteuert. Im kurzen Zickzack erreiche ich den Holbeinsteg über den Main.

Dort sehe ich die junge Frau wieder. Jetzt verstehe ich: Sie bittet mich an. Ich beginne mit ihr zu reden. Die Verständigung ist mühsam. So viel verstehe ich: Sie kommt aus Moldawien, bittet hier und schläft nachts in der U-Bahn. Vor kurzem habe ich einen gut recherchierten Bericht über rumänische Bettler in der Zeitung gelesen. Dort wurde der weit verbreiteten Darstellung widersprochen, dass diese Bettler ausschließlich Mitglieder von Banden seien, die von ihren Chefs abkassiert würden. Die Leute kennen sich zwar, sind oft aus den gleichen Dörfern, wo es keine Verdienstmöglichkeiten gibt. Das erbetelte Geld bringen sie nach Hause, um sich und ihre Verwandtschaft zu ernähren. Wie ist die junge Bettlerin einzuordnen? Ihr Operationsgebiet ist nicht schlecht. Gegenüber liegt das berühmte Städel-Museum mit vielen gut verdienenden Besuchern. Ich könnte ihr einen Euro geben und weiterfahren. Ein Euro als Almosen, das sind dreißig Cent mehr als einmal Pinkeln auf einer Autobahnraststätte. Das ist mir zu billig. *„Sie brauchen einen Plan“* sage ich. *„Einen Plan für ihr Leben. Wissen sie was ein Plan ist?“* Ich hole meinen Stadtplan von Frankfurt heraus, den ich bei mir habe. Er ist aus dem Jahre 1980. Die Brücke, auf der wir stehen, der Holbeinsteg, ist darauf noch nicht eingezeichnet. Ich zeige auf das zerfledderte Stück Papier: *„Das ist ein Plan. So einen Plan – für ihr Leben. Das brauchen sie.“* Die junge Frau sieht mich fragend an. Sie hat keine Ahnung, was der ältere bärtige Mann mit dem Fahrradhelm, dem roten Anorak, der dunkelblauen Regen hose, dem total verdreckten silberfarbenen Fahrrad, dem ausgebleichten Rucksack und dem zerknitterten Stadtplan von ihr will. So kommen wir nicht weiter. *„Deutsch nur bisschen“* sagt sie und hält Daumen und Zeigefinger so, dass dazwischen nur ein kleiner Abstand liegt. *„Können sie keine andere Sprache?“* Sie legt den Kopf etwas schief und sagt: *„Italienisch“*. Wunderbar! Italienisch kann ich zwar längst nicht so gut wie Portugiesisch, die Muttersprache meiner Frau, aber ich war schon öfter zu Inbetriebnahmen in Italien. Ich mag die Italiener, und ich mag ihre Sprache. Sie erzählt mir ihre Geschichte:

Sie heißt Monica G. und ist 27 Jahre alt. Mit ihren Eltern und ihrer Schwester ist sie als kleines Mädchen von Moldawi-

en nach Italien ausgewandert. Der Vater arbeitete als Landarbeiter auf Tomatenfeldern in Sizilien. Der Patron hat ihn um seinen Lohn betrogen. Dann hatte er einen Infarkt und kann seitdem nicht mehr arbeiten. Die Mutter ist gesund. Die Schwester ist von ihrem Mann, einem Albaner, mit drei kleinen Kindern sitzen gelassen worden. *„Sie weint viel“*, sagt Monica. *„Die Kinder gehen in die Schule“*, versichert sie mir. Die ganze Familie wohnt in Neapel. Die Miete kostet 350 Euro. Monica kann ihren Namen schreiben aber nicht viel mehr. Sie fährt nach Deutschland, um zu betteln, für die Miete, für Medikamente für den Vater, für Sachen zum Anziehen für ihre Nichten. *„Morgen muss ich wieder Geld schicken.“* sagt sie.

„Sie brauchen ein Plan für ihr Leben“ greife ich meine Idee von vorher wieder auf. *„Vielleicht hilft Gott“* sagt sie. *„Was hat Gott mit Monica für einen Plan?“* Vielleicht war es Gottes Plan, mich bei diesem unangenehmen Dezemberwetter mit dem Fahrrad nach Frankfurt zu scheuchen, um dieser jungen Frau zu helfen. Aber wie soll ich das anstellen? Mitten in meine Ratlosigkeit höre ich Gott sagen: *„Wenn du vor einem technischen Problem stehst, fällt dir doch auch immer etwas ein. Streng dich an. Wenn du gar nicht weiter weißt, werde ich dir einen Tipp geben, wie ich das sonst auch immer tue. Du kennst mich doch!“* – *„Aber heute ist doch Sonntag“* antworte ich. *„Genau!“* sagt Gott.

Monica wird noch bis Donnerstag oder Freitag betteln, vielleicht noch länger, bis sie genug Soldi zusammen hat und fährt dann mit dem Bus nach Hause nach Neapel. Das entspricht in etwa dem Muster, das in dem Zeitungsartikel beschrieben wurde. Auf einen Zettel schreibe ich Monica meine Adresse und meine Telefonnummer. Ihre Zukunft ist in Italien, denn für Deutschland hat sie keine Arbeitserlaubnis. Eigentlich wäre es am besten, wenn die Familie nach Moldawien zurückkehren würde. Aber Moldawien ist ein vergessenes Land; derzeit ohne geostrategische Bedeutung. Da kommt es dem Westen auf die Menschen, die dort leben, nicht an. Wie im Mittelalter wird es regiert von einem Potentaten, der die wirtschaftliche und politische Macht in einer Hand vereint. Eine Rückkehr dorthin wäre für Monica keine gute Option. Sie holt ihr Smartphone

heraus und ruft meine Handy-Nummer an. Mein altes Nokia-Handy, das ich vor sieben Jahren von meinem Schwiegervater geerbt habe, klingelt. Jetzt habe ich auch Monicas Nummer. Ich verspreche, mich um Anlaufstationen für sie in Italien zu kümmern und gebe ich ihr zum Abschied einen Fünf-Euro-Schein. Im Moment ist Betteln ihr Geschäftsmodell. Es ist das einzige was sie hat. Solange niemand mit einer besseren Alternative um die Ecke kommt, wird sie dabei bleiben.

Um zwölf trete ich den Heimweg an und fahre den Ziegelhüttenweg entlang, meine übliche Route Richtung Darmstadt. Irgendwann stoße ich wieder auf die Umleitung und erkenne diesmal auch den Grund: Eine kleine Bahnbrücke ist gesperrt. Mühsam nehme ich diverse Umwege und fahre durch Wohngebiete in Neu-Isenburg abseits der Hauptstraße. So verpasse ich die Bäckereien. Am Ortsausgang von Sprendlingen fahre ich an einer verfallenen, einst stattlichen Villa vorbei. Ein Sattelschlepper steht davor. Die Villa wird saniert. „Wohnen mit Charakter“ verspricht ein großes Werbebanner. Meine Beine tun mir weh, ich bin völlig außer Form. Schwerfällig und langsam drücken meine Beine die Pedale durch. Ein kräftiger Wind bläst mir ins Gesicht. Kurz vor Langen sehe ich eine Bushaltestelle. Erschöpft setze ich mich auf einen von zwei blau lackierten Sitzen neben einem großen Plakat. Je weniger Sitzplätze, desto größer die Plakatfläche, desto größer die Werbeeinnahmen. Ich schaue nach rechts auf das blaue Plakat neben mir: Darauf steht: „Holiday on Ice. Supernova. Journey to the Stars. Festhalle Frankfurt 7.1- 13.1.2020“. Das ist wichtig, wichtiger als Komfort für die Fahrgäste. Ich schaue nach vorn. Von der anderen Seite der Straße springt mir ein weißes Plakat ins Auge. Das Restaurant „Himmel und Erde“ bewirbt sein Angebot: „Ab dem 1. November 2019: Ganze Gans für 4 Personen. Nur 89,- €.“ Ich nehme einen Schluck aus meiner Wasserflasche. Ein junges Mädchen steuert die Bushaltestelle an. Ihre Augen sind starr auf ihr Smartphone gerichtet. Langsam erhebe ich mich und werfe meinen Rucksack wieder auf den Rücken. Die kurze Pause hat mir gutgetan. Schwerfällig fahre ich durch Langen und von dort in Richtung Darmstadt. Wenn ich nach Hau-

se komme, werde ich mir ein Ei kochen und zwei getoastete Scheiben Brot mit Käse essen, das weiß ich jetzt ganz genau.

Um viertel nach zwei bin ich endlich zu Hause. Ich habe 45 Minuten länger gebraucht als auf dem Hinweg. Ich befreie mich von meinen vor Dreck starrenden Klamotten, nehme das verspätete Frühstück zu mir und erzähle Filomena von meinen Erlebnissen. Abends sind wir zu einem Geburtstag eingeladen. Damaris, die Gastgeberin und ihr Mann, Garrelt, gehen jeden Sonntag in den Gottesdienst der Justizvollzugsanstalt Eberstadt, die bei ihnen in der Nähe liegt und tragen zur Gestaltung bei. Einmal haben wir sie begleitet. Bis wir den Gottesdienstraum erreicht hatten, mussten viele Türen auf- und geschlossen werden. Zumindest kam mir das so vor. Mir ist damals die Atmosphäre ungeheuer aufs Gemüt geschlagen. Garrelt erzählte mir, dass dort auch Leute einsitzen, die mehrfach beim Schwarzfahren erwischt worden sind und die Strafe nicht bezahlt haben. Als ich nach einer Stunde wieder aus dem Gefängnis herauskam, dachte ich, ich wäre in einem anderen Land gewesen. Aber heute feiern wir den Geburtstag von Damaris, es gibt sehr leckeres vegetarisches Essen, wir singen Weihnachtslieder und Garrelt spielt wunderschön Klezmer-Musik auf der Klarinette. Morgen werde ich mich um Monica kümmern.

Montag, 16.12. Die letzte Woche vor Weihnachten hat begonnen. Zwischen den Jahren will ich bei einem Kunden in der Produktion eine komplett rund-erneuerte Software testen. Und noch eine Baustelle gibt es: Etwas stimmt mit einem Batteriesatz von unserem elektrisch betriebenen Testfahrzeug nicht. Aber jetzt brauche ich erst mal eine Lösung für Monica. Ich kenne zwei Missionare der Deutschen Missionsgesellschaft, die in Italien Gemeinde bauen, eine davon am Gardasee, die andere in der Toskana. Das ist weit weg von Neapel. In Frankfurt gibt es eine katholische italienische Gemeinde. Auf ihrer Homepage finde ich die Adresse von Georg F., einem verheirateten Pastoralassistenten in Bad Homburg. Ich schicke ihm eine Mail und schildere Monicas Lage. Am Nachmittag repariere ich den Batteriesatz unseres Testfahrzeugs. Das Leben geht weiter.

Am nächsten Morgen ruft mich Monica an. Sie sagt, sie braucht Geld, erzählt etwas von 350 Euro. Die Zahl kenne ich schon. Ich sage ihr, ich wäre gerade dabei, eine Adressliste für sie zusammen zu stellen. Spätestens am Donnerstag würde ich nach Frankfurt kommen und ihr diese Liste geben und einhundert Euro dazu tun. Aber das ist ihr nicht genug. „*Per favore!*“ Vor kurzem habe ich einen Fernsehbericht gesehen, in dem es um Wohltätigkeit im Islam und im Judentum ging. Bei den Moslems rechnet der Imam den Gläubigen aus, was sie zu geben haben. „Es ist ein Verhältnis auf Augenhöhe“ sagt der Imam. Augenhöhe heißt, dass der Empfänger verhandeln kann. Im Judentum ist es ähnlich. Moslems und Juden brauchen gute Werke, um vor Gott bestehen zu können. Die, die Hilfe brauchen, sind keine Bettler, sondern Schnorrer. Der Reiche ist durch Gottes Güte reich geworden, weniger durch eigene Leistung. Deswegen hat der Schnorrer auch ein Recht auf Teilhabe am Besitz des Reichen. Beide wissen das, der Reiche und der Arme. Diese Einstellung findet Niederschlag in unzähligen jüdischen Witzen über das Schnorren, wie z. B. in folgendem Witz aus Salcia Landmanns berühmter Sammlung: „Ein Schnorrer darf sich jeden Monat bei einem reichen Mitbewohner einen Gulden abholen. Als er wieder einmal hinkommt, will ihn die Köchin fortschicken mit der Bitte: Stört ihn nicht, er feiert gerade die Hochzeit seiner Tochter. Schnorrer empört: Ich soll ohne meinen Gulden weggehen. Auf meine Kosten will er die Tochter verheiraten?“ (*Salcia Landmann: Der jüdische Witz, S. 259, Walter-Verlag, Olten 1962*).

Erst die christliche Barmherzigkeit erzeugt den Abstand zwischen dem Wohltäter, der gibt und dem Bettler, der nimmt. Der barmherzige Samariter hilft dem, der unter die Räuber gefallen ist, mit allen Möglichkeiten, die ihm zur Verfügung stehen. Der christliche Samariter erklärt dem Opfer erst einmal, dass es seine Schuld ist, allein die gefährliche Straße entlang gelaufen zu sein. Trotzdem wird der christliche Samariter so gütig sein, ihm zu helfen, wenn das Opfer sich ihm und seiner Großherzigkeit unterwirft. Aber: Einen guten Ratschlag anzunehmen oder einen erfolgreichen Weg zu kopieren, ist nicht ehrenrührig, sondern pragmatisch, wenn die Augenhöhe ge-

wahrt bleibt. Augenhöhe heißt auch, dass man als Geber nein sagen kann. Auf meinem Schreibtisch liegt ein großer Stapel Post von Organisationen, denen wir mit kleinen Beträgen helfen. Wir werden das am nächsten Wochenende sichten. Wir spenden einen Großteil kurz vor Jahresende, wie das viele Selbstständige tun. Für Monica ist Geld nur eine Soforthilfe. Wichtiger sind die Adressen, die sie mit eigener Initiative ansteuern muss. Der Geldbetrag muss ausreichend groß sein, dass sie Vertrauen in die Zukunft bekommt, aber er darf nicht zu hoch sein, so dass er ihre Eigeninitiative lähmt. Ich sage ihr, dass ich bereit wäre 100 Euro zu geben, aber nicht mehr. Zwischendurch kommt eine E-Mail von der Quäkergemeinde in Frankfurt. Ausgerechnet am letzten Sonntag waren alle zu einer gemeinsamen Andacht mit einer befreundeten Gemeinde nach Gießen gefahren. Ich schreibe zurück, dass ich mich beim nächsten Mal vorher anmelden werde.

Dann ruft Pastoralassistent F. an. Er hat selbst keine Kontakte nach Neapel, kennt aber einen Priester, der von dort kommt. Der wird sich dann bei mir melden. Er klingt sympathisch, aber die Zeit ist knapp. Ich muss die Dinge jetzt selbst in die Hand nehmen. Ideen zu haben und diese dann in ein System bringen ist meine Art, eine schwierige Nuss zu knacken. Bei den Ideen stehe ich manchmal auf dem Schlauch. Leider kann ich mich nicht auf eine Wiese setzen wie Pu der Bär aus Milnes Kinderbuch und warten, bis eine Idee angefliegen kommt. Ich muss loslegen, auch auf die Gefahr hin, in die falsche Richtung zu laufen. In so einer Lage sind das Internet, Suchmaschinen und Online-Wörterbücher ein echter Segen. Was heißt Sozialdienst, was heißt Alphabetisierung auf Italienisch? Ich merke, wie eingerostet meine Italienisch-Kenntnisse sind. Aber nach und nach kommen die ersten Einträge der Adressliste zustande, die ich Monica versprochen habe. Ob man im Vertrieb Neukunden mit Potential sucht oder geeignete Anlaufstellen für eine junge Frau, die Hilfe braucht, die Vorgehensweise ist gleich.

In der Mittagszeit gehe ich zur Arheilger Bücherstube, der Buchhandlung in unserem Ortsteil, um ein Buch abzuholen, das ich dort bestellt habe. Ich gehe an einem großen schweren

Mann mit einer Baseballkappe vorbei, der auf dem Bürgersteig stehen geblieben ist, die Hände auf den Lenker seines Fahrrads gestützt. Es scheint mehr ein Rollator für ihn zu sein. Als ich zurückkomme, steht er noch an derselben Stelle und bewegt sich nicht. Er sieht alt und fertig aus. Nach den Vorstellungen einiger smarter Wirtschaftswissenschaftler sollten Menschen wie er noch mindestens 10 Jahre weiterarbeiten. Diese Professoren sind klug. Sie wissen, dass sie und andere höhere Beamte sieben und mehr Jahre länger leben als der Durchschnitt der Bevölkerung und dies bei üppiger Pension und hohen Zuschüssen zu ihren Gesundheitskosten. Das lässt sich prima finanzieren, indem man der großen Masse die Renten kürzt oder sie durch ein hohes Renteneintrittsalter gleich ganz um die Rente prellt. „Kann ich ihnen helfen?“ frage ich. „Geht schon, geht schon“ antwortet er. Er scheint zu zittern, kaum wahrnehmbar. „Wie lange haben sie das schon?“ – „Seit drei oder vier Wochen. Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist.“ Seine Zähne sind schief und braun. Ich habe das Gefühl: Dieser Mann will seinen Weg allein schaffen. Ein Hilfsangebot setzt ihn vielleicht unter Druck, zwingt ihn dazu, weiterzugehen, obwohl er nur Zeit zum Verschnaufen braucht. Fast an der gleichen Stelle habe ich vor ein paar Jahren für einen alten Mann, der nicht mehr weiterkonnte, den Notarzt gerufen. Ich bin mir etwas unsicher, aber das scheint jetzt nicht notwendig zu sein. „Wo wollen Sie denn hin?“ frage ich. „Ei, zur Lottoannahmestelle.“ Ich schaue auf die große Tüte auf seinem Gepäckträger. Sie ist voll mit 1,5 Liter Plastik-Pfandflaschen. Er wird die Flaschen abgeben und sich von dem Erlös einen Lottoschein kaufen. In dieser schönen neuen Welt hat jeder sein Geschäftsmodell. „Ave, lorbeerbekränzter Sieger! Heil dir, totaler Kapitalismus! Die Todgeweihten grüßen dich!“

Mein Arbeitstag ist heute sehr kurz. Unser Enkel Joel feiert heute seinen sechsten Geburtstag. Gemeinsam werden wir in der Frankfurter Alten Oper die Premiere des Nussknackers sehen, das musikalische Märchen nach E.T.A. Hoffmanns Erzählung mit Musik von Peter Tschaikowsky. Monica werden wir nicht treffen, da meine Adressliste noch nicht fertig ist. Wir fahren mit dem Zug. Die An/und Abreise innerhalb des

RMV-Verbunds ist im Preis für die Theaterkarte von 19,50 € enthalten. Man kann kostenlos bis zu fünf Stunden vor Vorstellungsbeginn anreisen und bis Betriebsschluss zurückfahren. Für das Bildungsbürgertum, die Hauptzielgruppe dieser Veranstaltungen, ist das angenehm. Für Kleinverdiener, die vielleicht andere, nicht in dieser Weise gesponserte Veranstaltungen besuchen oder mit ihren Kindern ins Senckenberg-Museum gehen möchten, ist eine Fahrt mit dem RMV außerhalb der Möglichkeiten. Studenten können ebenso wie Bedienstete des Landes Hessen in ganz Hessen kostenlos den öffentlichen Nahverkehr benutzen, Auszubildende in Firmen müssen einen reduzierten, aber dennoch happigen Fahrpreis bezahlen. Das ist kalte Apartheid, die heimlich still und leise die Spaltung der Gesellschaft befördert.

Um halb fünf stehen wir vor der hell erleuchteten Alten Oper. „Dem Wahren Schoenen Guten“ steht groß über den Säulen dieses Kulturtempels. Der Mozart-Saal ist fast voll, die Kinder sind unruhig und gespannt auf das, was sie erwartet. Drei Plätze weiter sitzt eine Frau ohne Anhang aber mit einem Notizblock auf dem Schoß, vermutlich die Theaterkritikerin. Auf der Bühne steht jetzt Onkel Drosselmeyer mit silbrigen Haaren und beginnt, den Rahmen der einzelnen, lose miteinander verbundenen Märchen zu erzählen: Es ist Weihnachten, die Kinder Marie und Fritz bekommen Geschenke, sie freuen sich mit hellen Stimmen, springen etwas altmodisch und affektiert durch die Gegend, der Weihnachtsbaum ist geschmückt. Dann tauchen wir ein in das Märchen von der harten Nuss, von der Prinzessin Pirlipat, ihrem Vater, dem König, der so gerne Würste ist, sich aber ansonsten den Staatsgeschäften widmen muss, während seine ständig mit dem Hintern wackelnde Gemahlin das Essen und vor allem den Speck für die Würste zubereiten muss. Dann klaut die Maus den Speck, verwandelt irgendwann das Gesicht der schönen Prinzessin Pirlipat in eine hässliche Fratze, nach einigen Irrungen und Wirrungen wird Marie ins Spielzeugland mit Zuckerfee und Konfektburg eingeladen und am Ende wird alles gut. Ich schaue mir den bunten Reigen an, sehe wie die Kinder im Publikum die Köpfe recken. Alle fühlen sich gut, die Kostüme sind prächtig, die Zuckerfee tanzt sehr hübsch und anmu-

tig, die Musik ist gefällig und der Rest ist nicht so wichtig. Danach gehen wir alle zusammen ins Nudelding, ein kleines chinesisches Restaurant im Westend, wo es sehr leckere Nudelgerichte zu relativ günstigen Preisen gibt. Unsere jüngste Enkelin schläft dabei friedlich im Kinderwagen. Zufrieden und glücklich über diesen schönen Nachmittag mit Sohn, Schwiegertochter und Enkeln fahren wir nach Hause.

Mittwoch, 18.12. Ich rufe Monica an. Wir vereinbaren, uns um fünf Uhr am Holbeinsteg zu treffen, dort wo ich sie am Sonntag kennen gelernt habe. Ich mache eine doppelseitig bedruckte DIN A4 Seite mit mehreren Tabellen fertig, die Adressen, Telefonnummern, Email-Kontakte und Webseiten enthalten: *Servicio Sociale*, Arbeitsamt, Caritas, Gewerkschaft. Das *Croce Rossa Italiana*, das italienische rote Kreuz bietet in Neapel Alphabetisierungskurse für Ausländer an. Es gibt das *Ospedale Evangelico Betania*, das Arme kostenlos behandelt. Insgesamt sind acht Organisationen mit rund 50 Telefonnummern zusammengekommen. Für die wichtigsten Anlaufstellen habe ich ein Begleitschreiben in Deutsch und Englisch aufgesetzt. Ich möchte, dass Monica mit diesen Begleitschreiben in die jeweiligen Behörden geht. Was jetzt noch fehlt ist ein persönlicher Kontakt. Eine kleine Kirchengemeinde wäre ideal. Aber das ist nicht einfach. Die katholische Kirche in Süditalien ist mir suspekt und die Kontaktperson von Georg F., der aus Neapel stammende Priester hat sich nicht gemeldet. Die Jesuiten, die wir seit Jahrzehnten unterstützen und die in Lateinamerika, Afrika und Asien großartige Arbeit machen, sind hier nur steife Herren im Habit, fast wie Wilhelm Buschs Figur des Pater Filucius, der mit List und Tücke aber am Ende erfolglos hinter dem Vermögen betuchter Tanten her ist: „Ach man will auch hier schon wieder, nicht so wie die Geistlichkeit“. Schließlich entdeckte ich die kleine evangelische Gemeinde Nea:Polis. Ihr Pastor ist Mark O. Er kommt aus England. Ob der Focus seiner Arbeit mehr auf dem Jenseits oder auf dem Diesseits liegt, kann ich schlecht abschätzen. Ich habe jetzt auch keine Zeit mehr. Ich nehme ihn und seine Gemeinde als direkten Ansprechpartner auf. Jetzt habe ich alles zusammen: Filomena hat einen Christstollen aus Marzipan gekauft. Die Adressliste habe ich zum Schutz gegen Feuchtig-

keit in eine Klarsichthülle gepackt, die sechs Anschreiben in Fensterbriefumschläge gesteckt. Und dann ist da noch ein Umschlag mit einer sehr schönen Karte mit einem Engel darauf, ein paar ungelungenen Weihnachtsgrüßen auf italienisch und drei Fünfzig-Euro Scheine.

Es ist 16:20. Wenn ich, anstatt in Arheilgen einzusteigen, mit dem Fahrrad die knapp sechs Kilometer bis Erzhausen fahre, zahle ich nur 4,95 € statt 8,60 € für die einfache Fahrt. Das ist ein guter Deal, aber ich bin spät dran und ich finde meinen Schlüssel nicht. Um 16:25 kann ich endlich mein Fahrrad losketten. Die S-Bahn fährt in Erzhausen um 16:44 ab. Ich muss mich wieder mal beeilen. Nach scharfer Fahrt komme ich um 16:42 am S-Bahnhof an und habe gerade noch Zeit eine Tageskarte für 9,65 € zu lösen. Exakt um 16:44 fährt die S-Bahn ein, ich schiebe mein Rad in den Waggon und setze mich auf einen Klappsitz gegenüber den Stellplätzen für die Fahrräder. Ich hatte noch ein Buch als Lektüre eingepackt, aber zum Lesen fehlt mir die Kraft.

In Dreieich-Buchsschlag steigt ein älterer Mann mit Rollator und einer beige Strickmütze zu und setzt sich rechts neben mich auf den Klappsitz. Ich sehe auf seine linke Hand, die am Daumengelenk stark geschwollen ist. Die Hand umklammert eine zerdellte Cola-Dose, die andere Hand stützt sich auf den Griff des Rollators. Der Mann riecht nach Bier und Alkohol. Zusammengekauert sitzt er da, der Kopf ist vor die Brust gesunken. Er hat eine schwarze Jacke an, die vollständig mit Emblemen von Eintracht Frankfurt bedeckt ist. Ein älteres Pärchen in etwas rockigem Outfit blickt von den Sitzplätzen schräg gegenüber zu uns hin. An den etwas verstohlenen, aber deutlichen Blicken, den Kopfbewegungen und dem etwas abfälligen Gesichtsausdruck sieht man, dass sie sich über den Mann neben mir unterhalten. Ich schaue auf den Ärmel seiner Jacke direkt neben meiner eigenen. Auf einem Aufnäher sehe ich in der Mitte den weißen Adler, das Emblem von Eintracht Frankfurt. Links und rechts davon steht: „*You never walk alone.*“ Der Mann hebt den Kopf mit dem bleichen, faltigen Gesicht und den tiefen Furchen links und rechts des Mundes. Seine wässrig blauen Augen starren ins Nichts.

17:02. Die S-Bahn kommt in Frankfurt-Süd an. Ich nehme mein Fahrrad und steige aus. Um 17:10 bin ich am vereinbarten Treffpunkt. Es ist mittlerweile ganz dunkel geworden. Monica wartet schon. „*Ich habe seit heute morgen nichts gegessen!*“ sagt sie. Wir gehen zu einer Laterne am Ende der Brücke, wo es etwas heller ist. Ich ziehe aus meinem Rucksack eine kleine Stofftasche hervor und zeige ihr meine Mitbringsel. „*Oh, grazie a dio, che uomo bravo*“, sagt sie. Ich erkläre ihr die Bedeutung der verschiedenen Umschläge und sage ihr, dass sie zuerst mit dem Pastor der evangelischen Gemeinde sprechen soll. Den Umschlag habe ich mit einer eins markiert. Ich weiß nicht, ob er ihr helfen wird, aber er ist der einzige persönliche Kontakt auf meiner Liste. Ich frage sie, wann sie nach Hause fährt. Sie sagt, sie wird mit ihrer Mutter sprechen und fragen wann sie kommen kann. Das kann knapp werden, denke ich mir. Hat sie mir die Wahrheit gesagt? Genau weiß ich es nicht. Auf jeden Fall hat Monica das Gefühl, dass es da einen Menschen gibt, der ihr ehrlich helfen will. Und das war die Sache wert. Monica macht jetzt auch Feierabend. Wir wünschen uns gegenseitig „*buon natale*“ und verabschieden uns. Ich muss noch zur Volkshochschule Frankfurt in die Sonnemannstraße, um dort einen Brief abzugeben. Auf dem Rückweg mache ich Station beim Weihnachtsmarkt rund um den Frankfurter Römer. Ich entdecke eine hübsche bunt bemalte Leuchte für 9,50 €. Die will ich mitnehmen. „*Einmal München*“ ruft der Händler einem Kollegen zu, der die Leuchte einpackt. Jetzt erkenne ich das Motiv der Münchener Frauenkirche. Ich hole mir einen Glühwein, beobachte die dichte Menschenmenge vor den Fachwerkhäusern und den hell erleuchteten Ständen. Ich sehe ein Schild: Feuerzangenbowle. Ich denke an den Film und an den Spruch von Pauker Bömmel: „Da stelle mer uns mal ganz dumm“. Der Film wurde 1943/44 gedreht. Von der alten Nikolaikirche schlägt es sechs. Als der letzte Schlag verklungen ist, stimmt eine Gruppe von Bläsern vom Dach der Kirche „*Oh du Fröhliche*“ an. Deutsche Weihnachten. Deutsche Gemütlichkeit. Gab es auch Weihnachtsmärkte, gab es auch diese Gemütlichkeit, als in Auschwitz Juden vergast und jüdische Babys von SS-Leuten an Eingangstüren zerschmettert wurden? Oh du fröhliche,

gnadenbringende Weihnachtszeit. Ich gebe meine leere Glühweintasse ab, bekomme mein Pfand zurück und mache mich auf den Weg zum Bahnhof.

Im dichten Feierabendverkehr fahre ich über die Untermainbrücke. Der Radweg ist komfortabel breit für einen Radfahrer aber zu eng für zwei. „Vorsicht“ höre ich leise, aber deutlich von hinten durch den Verkehrslärm hindurch. Ein behelmter Radfahrer im teuren Kurzmantel schiebt sich dicht an mir vorbei, schaut kurz nach links und rechts, der Querverkehr ist noch nicht losgefahren, zieht zügig bei Rot über die Ampel und entschwindet meinem Blick. Er weiß, dass er schneller vorwärtskommt, wenn er die Regeln missachtet. Gemächlich fahre ich die Straße entlang. Die Schaufenster sind hell erleuchtet, die vorweihnachtliche Geschäftemacherei hat die Stadt voll im Griff.

18:20. Ich stehe auf dem Bahnsteig von Frankfurt Süd. Die S-Bahn nach Darmstadt kommt in knapp zehn Minuten. Mein Blick geht vom Bahngelände weg auf ein älteres Gebäude, etwa 50 Meter entfernt. Ich schaue in ein hell erleuchtetes Fenster. Ich sehe, wie zwei Schlipse und eine Frau mit rotem Pullover, schwarzem Schal und hochgestecktem Haar sich fertig machen zum Gehen. Es dauert einige Minuten, sie bewegen sich hin und her, wahrscheinlich verstauen sie ihre Laptops in ihren Taschen. Vor dem Gebäude fährt eine Straßenbahn vorbei. Die Schlipse und die Frau ziehen ihre Mäntel an und gehen hinaus. Das Licht verlöscht, das Zimmer ist dunkel. Es ist 18:26.

18:28. Die S-Bahn nach Darmstadt fährt ein. Das Fahrradabteil ganz vorn ist leer. Ich steige ein und setze mich auf einen Klappsitz. Die Sitze neben mir sind frei, der Zug ist nicht besonders voll. Ich hänge meinen Gedanken nach. Ich denke an den Film „Der Leopard“ von Luchino Visconti. Bei meinem letzten Kindergeburtstag mit 13 oder 14 Jahren ist meine Mutter mit mir und fünf meiner Freunde nach Koblenz gefahren. Im Lichtspielhaus „Odeon“ haben wir diesen Film gesehen, ein großes Epos über das Ende der Feudalherrschaft in Sizilien. Visconti hat über seinen Film gesagt: „Der ganze Film wird von der Atmosphäre des Todes überlagert. Vom Tod einer Klasse, eines Individuums, einer Welt, einer be-

stimmten Mentalität, bestimmter Privilegien.“ Am Ende sieht man, wie die Hauptperson, Fürst Salina, dargestellt von Burt Lancaster, resigniert und vor der neuen Zeit kapituliert. Ich denke an meinen Vater. Auf einer Seite hatte er unter der Überschrift „Für mich passende Zitate“ vier Sprüche als Auswahl für seine Todesanzeige geschrieben. Einer davon stammt aus dem Stück „Long Day's Journey into Night“ des amerikanischen Dramatikers Eugene O'Neill: „I will always be a stranger, [...] who must always be [a little] in love with death“. Ich erinnere mich daran, wie ich meinem Vater vor 10 Jahren freudestrahlend davon berichtet habe, wie aus dem Bürgerbegehren gegen die Nordostumgehung in Darmstadt, das ich mit initiiert hatte, ein Bürgerentscheid geworden ist, den unsere Bürgerinitiative mit deutlicher Mehrheit gewonnen hatte. Voller Stolz war ich über unseren Triumph über eine in unseren Augen rückwärtsgewandte Verkehrspolitik. Mein Vater hat mich traurig lächelnd angesehen und gesagt: „Ach weißt du Stefan, über kurz oder lang wird der Mensch durch seine Unvernunft die Erde unbewohnbar machen.“

Ich fühle mich müde und erschöpft. Wer bin ich? Meine Hilfe ist bescheiden. Ich bin nur der Sensor, der aufgrund von Anlagen, Ausbildung und Arbeitsleben in der Lage ist, Bilder und Stimmungen aufzunehmen. Ich bin ein Resonator, der durch sein Umfeld zum Schwingen gebracht wird und diese Signale mit einer Art Brückenschaltung verstärken und der Öffentlichkeit zu Gehör bringen kann. Ob die Menschen diese Warnsignale hören oder nicht, ob sie es anrührt, ob es sie zum Nachdenken oder zur Umkehr bringt, liegt nicht in meiner Macht. In acht Tagen wird Weihnachten vorbei sein. Die Bahn fährt weiter durch die Nacht.

In Erzhausen endet meine Fahrkarte. Ich steige aus und fahre die letzten Kilometer bis Arheilgen mit dem Rad. Den Radschnellweg hat man mit neuen, stromsparenden LED-Straßenlaternen ausgestattet. Wie eine Lichterkette zieht sich ihr schwach leuchtendes Band nach vorne, so weit das Auge reicht. Wenn man sich mit dem Fahrrad einer Laterne nähert, lebt sie auf, wird hell und fällt dann wieder in den Dämmerzustand, wenn man vorbeigefahren ist. Das vorhersehbare Wechselspiel



erweckt Vertrauen. Es ist nur ein Teilstück fertig gestellt. Der Rest der Strecke ist düster. 19:05. Ich fahre am Arheilger Bahnhof vorbei. In vier Minuten wird die S-Bahn, die ich vorhin verlassen habe, wieder auf dem Weg zurück sein nach Frankfurt und Bad Soden, dort wieder nach Darmstadt umkehren und so fort, bis um ein Uhr in der Frühe. Ich biege in unsere Straße ein und stelle mein Fahrrad vor unserem Haus ab. In der Adventszeit stellt Filomena abends eine Laterne mit einer großen, weißen Kerze rechts neben unsere Tür. Das kleine Licht im Wachs der großen Kerze flackert warm. Morgen ist ein neuer Tag. Wir werden wieder schwach, mutlos sein und uns dennoch Mühe geben, jeder auf seine Art. Wir sind keine Übermenschen. Gott sei Dank. 🌿

Zum Autor
Dr.-Ing. Stefan Nold



Jg. 59. Studium der Elektrotechnik und Promotion an der TH Darmstadt. Nach Berufsabschluss einige Jahre in der Elektronik-Entwicklung bei KSB Pumpen in Frankenthal. Seit 1991 Inhaber eines Ingenieurbüros (SOFT CONTROL GmbH in Darmstadt) mit den Schwerpunkten optische Inspektionssysteme und intelligente Kameras für die Landtechnik. Aktivist und Mitbegründer verschiedener erfolgreicher lokaler Bürgerinitiativen (u. a. BI ONO Darmstadt gegen die Nordostumgehung).

Klimaziele – Nicht erreichbar ohne neues Wirtschaftssystem

Barcelona ruft den Klimanotstand aus und findet deutliche Worte im Strategiepapier

Andreas Bangemann



Mit „Això no és un simulacre“ (Dies ist keine Übung) überschreibt die Stadtregierung Barcelonas unter Führung ihrer Bürgermeisterin Ada Colau ein einzigartiges Grundlagendokument für konkrete Maßnahmen, um den Klimawandel aufzuhalten. Die Hauptforderung von Aktionsgruppen, wie „Fridays for Future“ und „Extinction Rebellion“ ist damit erfüllt, aber die Millionenstadt am Mittelmeer erweitert den Brennpunkt der Initiative. Die in dem Papier deutlich hervortretende Radikalität könnte hinsichtlich der konkreten Vorhaben der Feder einer der aufkeimenden Protestgruppen entstammen. In einem Punkt scheint man in der Stadt jedoch vielen Aktivisten voraus zu sein: Man scheint sich bewusst, dass lokale Maßnahmen, seien sie auch zwingend erforderlich, wie der Kampf gegen Windmühlen anmutet, solange das alles beherrschende Wirtschaftssystem nicht ebenso reformiert wird.



Wenn in Deutschland Wirtschafts- und Finanzexperten, wie Thomas Mayer, bis 2012 Chefvolkswirt der Deutschen Bank, die Jugendklimabewegung kritisiert und mit Argumenten in Bezug auf wirtschaftliche Auswirkungen auftritt, bleiben Antworten aus der hiesigen Protestszene die Ausnahme. Wie ein weißer Fleck auf der Maßnahmenlandkarte werden grundlegende Wirtschaftssystemänderungen aus der Klimadebatte ausgeklammert. Experten Mayerscher Denkart schaffen es mit Aussagen, wie:

„Gegenwärtig sieht es leider danach aus, dass die Furcht vor dem Klimawandel und dem Verlust an Ersparnissen

durch negative Zinsen den Abschwung verstärken könnte.“^[1] nicht nur politisch Verantwortliche zögernder werden zu lassen, sondern auch, dass sich die Öffentlichkeit mehr mit der „Furcht vor...“ als mit wahrhaftigen aktuellen Bedrohungen befasst. Die Meinungsführer eines Weiter-so setzen die in der Bevölkerung verbreitete Mutlosigkeit hinsichtlich von Veränderungen für den Erhalt des bestehenden Systems ein. Zwar gestehen sie ein, dass manche der aktuellen Probleme dadurch herbeigeführt wurden und Reparaturen nötig seien, aber sie verweisen auf die weitaus höher zu bewertenden Wohlstandsbesserungserfolge und mahnen vor den Folgen weiter steigender Angst:

„Beide Erzählungen, die vom Klimawandel und die von kommenden „Strafzinsen“ für Bankkunden, können ein Klima der Angst erzeugen, das auch das Konjunkturklima erfasst.“^[2]

Er redet etwas herbei, das man nur „Angst“ nennen kann, wenn sie selbst verspürt. Eine jahrzehntelang unbehelligte auf Wachstum und Rendite ausgerichtete Wirtschaft wirkt in ihrem Selbstverständnis gefährdet: Kapital muss sich rentieren!

Politische Weichenstellung hin zu einer „Green Economy“ bergen vermeintliche Chancen für den Erhalt des kapitalistischen Prinzips, den alternative Geldreformkräfte als operablen Wurmfortsatz der Marktwirtschaft einschätzen. „Das Notwendige tun, aber Systemänderungen nicht aussparen“, birgt als generelle Devise die Chance für nachhaltige Veränderungen. Superreiche, mächtige Konzerne und Kapitalsammelstellen sitzen noch am Ruder der Weltgeschichte. Wenn man sich in Kreisen der bürgerlichen Reformkräfte weltweit erst ein-

mal einig wird, dieses „ganz große Rad“ selbst zu drehen, bestehen Aussichten, der Erholung der Umwelt und dem Aufkeimen völlig neugestalteter Formen von sozialen Gemeinwesen den Weg freizumachen. Das geht nur über eine grundlegende Veränderung des Wirtschaftssystems.

Insofern traut sich Barcelona etwas. Ob davon eine Signalwirkung ausgeht und die jugendlichen Klimagerechtigkeitsgruppen in Deutschland und weltweit generelle Systemveränderungspläne mit einbeziehen, bleibt abzuwarten.



„Das derzeitige Wirtschaftsmodell basiert auf kontinuierlichem Wachstum und einem nicht enden wollenden Wettlauf um Gewinne bei ständig steigendem Verbrauch natürlicher Ressourcen.

Dasselbe Wirtschaftssystem, das das ökologische Gleichgewicht unseres Planeten gefährdet, hat die Ungleichheiten erheblich vergrößert. Zweifellos sind die globale ökologische Krise und insbesondere die Klimakrise weitgehend begründet auf übermäßigem Konsum in den reichen Ländern und vor allem der reichsten gesellschaftlichen Gruppen.

Der Klimanotstand muss uns anspornen, Veränderungen vorzunehmen, um ein Entwicklungsmodell zu erreichen, das die ökologischen Grenzen der Erde respektiert und ein menschenwürdiges Leben für alle gewährleistet. Untätigkeit birgt weitaus größere Risiken als Mut zu Veränderungen, die uns auf den Weg zu einem nachhaltigeren und gerechteren System bringen würden. [...]“^[3]

1 Thomas Mayer in FOCUS online, <https://hwlink.de/th-mayer-fo>

2 Thomas Mayer ebd.

3 Aus „Climate Energy Declaration“, herausgegeben vom Stadtrat von Barcelona, 15. Januar 2020, S. 19, Übersetzung aus dem Englischen: Andreas Bangemann <https://hwlink.de/Barcelona-CED>

Zu GutER Jetzt

Fernand Braudel, 1902 geboren, war einer der großen Historiker des 20. Jahrhunderts. 1946 habilitierte er sich mit einer bahnbrechenden Studie über den Mittelmeerraum zur Zeit Philipps II. Im selben Jahr wurde er Mitherausgeber der Zeitschrift „Annales“. Der zwanzigfache Ehrendoktor, der seit 1949 am Collège de France und seit 1956 auch an der École pratique des Hautes Études lehrte, wurde 1984 in die Académie Française gewählt. Er starb im November 1985.

„Was ich persönlich bedaure – nicht als Historiker, sondern als ein Mensch meiner Zeit –, ist, dass man es sowohl in der kapitalistischen wie in der sozialistischen Welt ablehnt, zwischen Kapitalismus und Marktwirtschaft zu unterscheiden. Jenen, die im Westen die negativen Folgen des Kapitalismus brandmarken, antworten Politiker und Ökonomen, dass es sich nur um das kleinere Übel handle, um die notwendige Kehrseite des freien Unternehmertums und der Marktwirtschaft. Das glaube ich keineswegs. Und jenen, die sich, einer Bewegung entsprechend, die sogar in der Sowjetunion spürbar ist, über die Langsamkeit der sozialistischen Wirtschaft beklagen und ihr etwas mehr ‚Spontaneität‘ einräumen möchten (ich übersetze dies mit ‚mehr Freiheit‘), wird zur Antwort gegeben, dass dies das kleinere Übel sei, die notwendige Kehrseite für die Beseitigung der kapitalistischen Plage. Auch daran glaube ich nicht. Aber ist die Gesellschaft, die ich für erstrebenswert halte, überhaupt möglich? Jedenfalls vermute ich, dass sie auf dieser Welt nicht sehr viele Anhänger hat.“

Aus: „Die Dynamik des Kapitalismus“,
Klett-Cotta Stuttgart 1986, S. 100

Bestellschein:

Bitte per Fax an +49(0)201 - 458 457 86
oder im Briefumschlag
senden an:

HUMANE WIRTSCHAFT
Katharinenstraße 14

45131 Essen

Ich bestelle die umseitig eingetragenen Artikel
gegen Rechnung:

Name: _____
Vorname: _____
Straße: _____
PLZ/Ort: _____
ggf. Kundennummer: _____
Datum: _____
Telefon/Fax: _____
E-Mail: _____
Unterschrift: _____

Bestellschein:

Bitte per Fax an (+49)201 -458 457 86
oder im Briefumschlag
senden an:

HUMANE WIRTSCHAFT
Katharinenstraße 14

45131 Essen

Ich bestelle das umseitig eingetragene Abonnement
gegen Rechnung
 Ich zeichne eine Fördermitgliedschaft

Name: _____
Vorname: _____
Straße: _____
PLZ/Ort: _____
Kundennummer (falls vorhd.): _____
Datum: _____
Telefon/Fax: _____
E-Mail: _____
Unterschrift: _____



BUCHEMPFEHLUNGEN



Neuaufgabe!

0002-9-TK – Helmut Creutz: „Das Geld-Syndrom – Wege zu einer krisenfreien Wirtschaft“, Ergänzt um einen Beitrag zur Niedrigzinsphase sowie mit aktualisierten Grafiken!, Verlag Thomas Kubo UG, Dez. 2018, 495 Seiten, mit Fadenheftung gebunden, Lesebändchen und Schutzumschlag, zahlreiche Grafiken, Abb. und Tabellen., ISBN: 978-3-96230-002-9

28,00 € (DE); 28,80 € (AU) HIER BESTELLEN-> <https://hwlink.de/GSneu>

Das faktenreiche Standardwerk eröffnet neue Einsichten in die Beziehungen zwischen Geld und den Entwicklungen der Probleme unserer Gesellschaft und zeigt Wege zur Überwindung der geldbezogenen Fehlstrukturen auf. Helmut Creutz veranschaulicht auf verblüffende Weise, wie all diese Fehlentwicklungen mit den Strukturen unseres Geldsystems zusammenhängen, und bietet sinnvolle und kompetente Lösungsvorschläge.



1226-1-ME – Dirk Löhr, Fred Harrison (Hg.): „Das Ende der Rentenökonomie“ – Wie wir globale Wohlfahrt herstellen und eine nachhaltige Zukunft bauen können, übersetzt aus dem Amerikanischen von Dirk Löhr et al. Metropolis-Verlag, Marburg 2017, 377 S., broschiert, ISBN: 978-3-7316-1226-1

34,80 € Dieses Buch handelt von einem neuen ökonomischen Paradigma. Jeder politische Entscheidungsträger sollte es kennen. Spätestens seit der Wirtschaftskrise 2008 sind die herkömmlichen Wirtschaftswissenschaften unglaubwürdig geworden. Die ökonomische Erde in diesem durch die neoklassische Theoriwelt geprägten Fach ist eine Scheibe.

In „Das Ende der Rentenökonomie“ stellen 13 Beiträge dar, wie die Arbeiten der alten klassischen Ökonomen durch die Neoklassik pervertiert und im Interesse mächtiger Interessengruppen instrumentalisiert wurden. Die Beiträge leisten eine Rückbesinnung. Dabei beziehen sie sich auf die wichtigsten Arbeiten von Mason Gaffney, einem mittlerweile emeritierten Professor der University of California (Riverside), USA, und herausragendem heterodoxen Ökonomen.



Michael Kopatz: „Ökoroutine – Damit wir tun, was wir für richtig halten“
oekom verlag, München, Juli 2016, 416 Seiten, 24,95 €, ISBN 978-3-86581-806-5

Dieses Buch macht Schluss mit umweltmoralischen Appellen! Es zeigt: Wir können nachhaltig leben, ohne uns tagtäglich mit Klimawandel oder Massentierhaltung befassen zu müssen. Wir machen ökologisches Leben einfach zur Routine!

Was unmöglich erscheint, ist konzeptionell einfach: Mülltrennung, Sparlampen, Effizienz-

enzhäuser – alles längst akzeptiert oder in Reichweite. Was wir zur Durchsetzung einer gelebten Nachhaltigkeit brauchen, ist eine Politik, die neue, innovative Standards und Limits durchsetzt: Wenn Geräte weniger oft kaputtgehen, die Tierhaltung artgerechter wird oder bedenkliche Zusatzstoffe aus Lebensmitteln verschwinden – welcher Ver-

braucher würde sich darüber beschweren? Michael Kopatz präsentiert in diesem Buch eine Vielzahl leicht umsetzbarer, politischer Vorschläge für alle Lebensbereiche, damit die Utopien von heute schon bald die Realitäten von morgen werden.

Weitere Informationen unter: www.oekoroutine.de

Zu beziehen im Shop: https://shop.humane-wirtschaft.de/kopatz_oekoroutine



Eugen Drewermann: „Geld, Gesellschaft und Gewalt – Kapital und Christentum (Band 1)“
Patmos Verlag, 406 S., Hardcover m. Schutzumschlag, 32,00 €, ISBN 978-3-8436-0817-6

Immer mehr, immer schneller, immer weiter: Die derzeit herrschende Wachstumsdoktrin ist nicht nur schädlich, sie ist ruiniös. Es werden immer mehr Produkte auf den Markt geworfen – zu Lasten der armen Bevölkerung und der Natur.

Eugen Drewermann zeigt auf, dass eine nachhaltige und damit nicht länger wach-

tumsbestimmte Wirtschaftsform die einzig realistische und tragfähige ist. Leicht verständlich erläutert er wirtschaftswissenschaftliche Zusammenhänge und deutet die derzeitige Weltlage tiefenpsychologisch fundiert.

Ein unverzichtbares Werk für alle, die die Problematik der aktuellen ökonomischen und damit ökologischen Entwicklungen erkennen und etwas ändern wollen.

»Es gibt im Kapitalismus keine Messfühler, die auf Mitleid oder Menschlichkeit oder moralische Verantwortung reagieren würden (...) Womit man es zu tun hat, sind nicht Personen, die man mit moralischen oder religiösen Argumenten erreichen könnte; man hat es zu tun mit einem System, das nach eigenen Regeln funktioniert, und nur, wenn man diese Regeln begreift, ... besteht eine gewisse Aussicht, etwas zu erreichen.«

Eugen Drewermann

Zu beziehen im Shop: https://shop.humane-wirtschaft.de/Drewermann_G_G_G



Werner Peters: „Generosität – Für einen aufgeklärten Egoismus“ Edition Steffan, Köln (Sept. 2013), Paperback, 232 Seiten, 19,90 € ISBN 978-3-923838-71-4

Die Wirtschafts- und Finanzkrise hat für Verunsicherung gesorgt und der Glaube an die Unfehlbarkeit des Marktes ist vielfach abhandengekommen. Was läuft falsch?

Werner Peters analysiert nicht nur die Ursachen und den Ver-

lauf der Krise, sondern entwickelt Lösungen. Er sieht das Grundproblem in der fehlenden Ethik des Kapitalismus, der sich alleine durch seine vermeintliche Effizienz rechtfertigt. Seine Idee ist eine erstzunehmende Grundlage für den Diskurs über eine bessere Gesellschaft, an der jeder Einzelne mitwirken kann.

https://shop.humane-wirtschaft.de/werner_peters_generositaet

Die Zeichen der Zeit unserer ZEITschrift.

Funkgesteuerte TOP-Metall Wanduhr (ca. 25 cm Ø). Gebürstetes Aluminiumgehäuse, **kein lästiges Ticken**, stellt sich automatisch und zeigt Ihnen immer, was die Stunde geschlagen hat. Die Uhr holt sich die korrekt Zeit per Funk. Kein Umstellen von Sommer-/Winterzeit nötig. Kein Nachstellen erforderlich. Erste Batterie im Paketpreis enthalten.



Auslieferung in dekorativer Einzel-Geschenkbbox.
Eignet sich hervorragend zum Verschenken!



D 6,50 EUR
A 6,90 EUR
CH 9,80 SFR



HUMANE WIRTSCHAFT

...mehr als eine Zeitschrift



<https://humane-wirtschaft.de>

Weitere
Details
auf
Seite 23

Economia - The Limited Edition 2020

Economia – The Limited Edition is a conference taking place at Natlab, the former Philips physics laboratory, aiming to invent new avenues for playful and imaginative future developments in Economics. The first Economia festival, organised in 2017 by Baltan Laboratories pushed the boundaries of our thinking about the economy. On 15th and 16th of May 2020, we will explore new ideas and delve into the ways in which we could meet the needs of everyone within the means of our (human) resources. Economia – The Limited Edition will examine alternative value systems, such as

Economia – The Limited Edition 2020

vom **15. bis 16. Mai 2020** im Natlab (ehem. Philips-Labor)
Eindhoven, Niederlande. Weitere Infos: <https://hwlink.de/cfp2020>

Einzelausgaben der Zeitschrift HUMANE WIRTSCHAFT

Einzelpreis 6,00 €

März/April	02/2019	0519-2-HW
Mai/Juni	03/2019	0519-3-HW
Juli/Aug.	04/2019	0519-4-HW
Sept./Okt.	05/2019	0519-5-HW
Nov./Dez.	06/2019	0519-6-HW
Jan./Feb.	01/2020	0520-1-HW

Ältere Ausgaben auf Anfrage und
in Abhängigkeit der Verfügbarkeit.



Jahres-CD: 18,00 € Alle Ausgaben eines Jahrgangs!

Verfügbar von 2010 bis 2019 – auch zum Download!

2017: 4017-0-HW

2018: 4018-0-HW



Das Einsteigerpaket
für Aussteiger

Alle sechs Aus-
gaben aus 2019
in einer Baumwolltasche
19,00 €

Bestellnummer:
0619-0-HW

